

E 6594 FX



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

13. JAHRGANG
APRIL - JUNI 1984



2

1984

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz,
Dr. E. Hannmann, Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen 1
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Eberhard Grunsky		
	Steinzerfall – Gefährdung und Zerstörung von Kulturdenkmalen	37
Ingo Stork		
	Das große römische Landgut bei Großsachsenheim, Stadt Sachsenheim, Kreis Ludwigsburg	46
Hartmut Schäfer		
	Burg Bietigheim – Archäologische Untersuchungen in der Kelter von Bietigheim-Bissingen, Kreis Ludwigsburg	52
Renate Kienle		
	Die Neckarbrücke bei Ladenburg	56
Hubert Krins		
	Instandsetzung und Umbau der Dreifaltigkeitskirche in Ulm im Rahmen des Schwerpunktprogramms der Landesregierung	60
Wolfgang Seidenspinner		
	Die feste Stadt – Anmerkungen zu Funktion und Bedeutung der mittelalterlichen Stadtbefestigung und ihrer denkmalpflegerischen Bewertung. Mit einem aktuellen Beispiel: Durlach	64
Judith Breuer		
	Der Marienbrunnen auf dem Marktplatz in Schwäbisch Gmünd	76
Mitteilung		82
Neuerscheinung		82
Buchbesprechung		83
Personalien		84

LANDESDENKMALTAG BADEN-WÜRTTEMBERG 1984

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg wird am 23. und 24. Oktober 1984 in Ravensburg den ersten „Landesdenkmaltag Baden-Württemberg“ veranstalten.

Kernanliegen dieser Tagung ist es, die Partner der Denkmalpflege zusammenzuführen, um in einer Art repräsentativer Fortbildungsveranstaltung die Ziele und die fachlichen Grundlagen der aktuellen denkmalpflegerischen Erhaltungspolitik zu verdeutlichen. Zu dieser Tagung werden daher Vertreter aller mit Denkmalpflege und Denkmalschutz befaßten Berufsgruppen und Institutionen eingeladen. Dabei soll dann im Rahmen von Vorträgen, Diskussionen und einer Exkursion in möglichst anschaulicher Weise das Grundwissen zur aktuellen konservatorischen und archäologischen Praxis vertieft werden.

Auskünfte: Landesdenkmalamt, Referat 32, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47 23 83

Titelbild: Marbach, Figur des Hl. Alexander, ehemals am Chor der Stadtkirche, jetzt in der Alexanderkirche. Die heute weitgehend zerstörte Figur war, wie ein altes Foto belegt, in der Zeit um 1900 noch unversehrt. Zum Beitrag Eberhard Grunsky: Steinzerfall – Gefährdung und Zerstörung von Kulturdenkmalen

Eberhard Grunsky: Steinzerfall – Gefährdung und Zerstörung von Kulturdenkmalen

In den letzten Jahren vermehrten sich alarmierende Meldungen über schwere Schäden an Kulturdenkmalen aus Naturstein in erschreckendem Maße. Die Zahl der Bauten, bei denen originale Steinsubstanz durch neues Material ausgetauscht werden muß, und der Umfang der einzelnen Erneuerungsmaßnahmen haben in der jüngsten Vergangenheit erheblich zugenommen. Immer mehr kunsthistorisch wertvolle Steinskulpturen müssen von ihrem originalen Standort abgenommen werden, um sie gesichert vor Witterungseinflüssen in geschlossenen Räumen aufzustellen. Die Mehrheit der Marktbrunnen und ähnlicher Denkmale wurde in den letzten Jahrzehnten an den alten Standorten durch Kopien ersetzt. Weniger im Blickpunkt der Öffentlichkeit stehen kleinere Denkmale wie etwa Bildstöcke, Wegekreuze und Grabsteine, deren Steinsubstanz oft schwer geschädigt ist.

Das Landesdenkmalamt hat im Laufe des letzten Jahres eine Dokumentation zusammengestellt, die an einigen exemplarischen Fällen das beängstigende Tempo des Schadensablaufes anschaulich macht. Die Dokumentation umfaßt Beispiele vom 12. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Daß Steinskulpturen und Bauplastik aus verschiedenen Geschichtsepochen, das heißt mit großem zeitlichem Abstand voneinander entstanden, gleichzeitig die gleichen Zerfallserscheinungen zeigen, entkräftet im Einzelfall das Argument, jedes Material habe nur eine gewisse Lebensdauer, die beim jeweiligen Beispiel gerade jetzt abgelaufen sei. Neben der Schadensprogression in kurzen Zeiträumen vergegenwärtigt die Dokumentation außerdem, daß durch den Steinzerfall Kunstwerke von hohem Rang in ihrem unersetzlichen Originalbestand, also irreparabel, geschädigt werden.

Der folgende Beitrag versteht sich nicht als Wortmeldung in der Diskussion der Fachleute. Versucht wird vielmehr, die Gefährdung von Kulturdenkmalen durch Umweltbelastungen einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Die Darstellung der Schäden durch Vergleichsaufnahmen früherer Zustände ist keineswegs originell: Das Westfälische Amt für Denkmalpflege in Münster z. B. hat schon vor über zehn Jahren das Problem durch Bildvergleiche drastisch veranschaulicht.

Entscheidend für die Dauerhaftigkeit von Bauten und Skulpturen aus Stein sind in erster Linie die Verwendung von widerstandsfähigem Material und dessen fachgerechte Verarbeitung. Wenn beide Voraussetzungen nicht erfüllt sind, kann auch unter günstigen äußeren Bedingungen keine lange Lebensdauer erwartet werden. Schäden, die auf schlechtes Material oder auf Verarbeitungsmängel zurückzuführen sind, treten keineswegs selten auf.

Schrumpfung und Dehnung des Materials bei Temperaturwechseln, Wind, der mit aufgewirbelten Sandpartikeln die Oberfläche abschleift, und vor allem die Sprengkraft, die in die Poren eingedrungene Feuchtigkeit bei Frost entwickelt, greifen die Steindenkmale an. Pflanzenwurzeln, die in kleine und feinste Fugen eindringen, können zu Aufspaltungen führen. Säuren als Stoffwechselprodukte von Algen und Mikroorganis-

1 SCHWÄBISCH GMÜND, Hl. Kreuz, Chornordportal, Martyrium des Apostels Thomas (?); Zustand 1983. An dieser Gruppe, bei der noch nicht ganze Figuren oder Figurenteile völlig fehlen, tritt ein charakteristisches Schadensbild des Steinzerfalls nachdrücklich in Erscheinung: Unter der aufgeplatzten Außenkruste ist das Sandsteingefüge morbide; nur noch kleine Partien der originalen Oberfläche sind unversehrt erhalten. Von diesem Zustand bis zum Totalverlust ist es nur noch ein kleiner Schritt.





2 und 3 FREIBURGER MÜNSTER, Sandsteinkonsole vom nordwestlichen Strebepfeiler des Westturmes. Der historische Bestand an Bauplastik und Skulpturen wurde um 1900 auf Veranlassung des Münsterbauvereins vorbildlich dokumentiert, indem von allen erreichbaren Bildhauerarbeiten Gipsabgüsse hergestellt wurden. Die Konsole mit der Darstellung eines sackbeladenen Esels (oder Ochsen?) zeigt im Abguß einen vorzüglichen Erhaltungszustand (linke Abb.). 1982 wurde sie durch eine Kopie ersetzt (rechte Abb.). Nachdem die Witterungseinflüsse von mehr als sechs Jahrhunderten keine erkennbaren Schäden verursacht haben, ist das mittelalterliche Original in den letzten acht Jahrzehnten bis auf geringe Reste zerstört worden.

men lösen chemische Reaktionen aus, die das Bindemittel des Gesteins umsetzen und damit das Gefüge schwächen.

Kunstwerke aus Stein, die über mehrere Jahrhunderte der natürlichen Verwitterung ausgesetzt waren und diese Belastung ohne nennenswerte Substanzverluste überdauert haben, wurden schließlich in wenigen Jahrzehnten z. T. bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Zahlreiche naturwissenschaftliche Untersuchungen haben inzwischen nachgewiesen, daß die erhebliche Beschleunigung der Verwitterung durch die seit Beginn der Industrialisierung stetig gewachsene Umweltbelastung bedingt ist.

Als entscheidender, freilich nicht als einziger Auslöser der progressiv zunehmenden Steinschäden gelten die hohen Immissionsraten an Schwefeldioxid, das in Verbindung mit Feuchtigkeit auf Sandsteine mit kalkhaltigem Bindemittel aggressiv wirkt. Das Schwefeldioxid verbindet sich z. T. in der Atmosphäre durch eine chemische Reaktion mit Wassertropfchen zu Schwefelsäure, z. T. wird es, wie Messungen am Freiburger Münster



1969/70 nachgewiesen haben, im trockenen Zustand am Stein abgelagert, um in Verbindung mit Wasser (Regen, Nebel, Tau) in Schwefelsäure umgewandelt zu werden. In die Poren des Steines eingedrungen, reagiert die Schwefelsäure mit dem Bindemittel: Es entstehen leicht lösliche Salze, die vom Wasser an die Oberfläche des Steines transportiert werden, wo sie bei der Verdunstung zurückbleiben.

Dieser Prozeß wirkt in dreifacher Weise schädigend auf den Stein:

- Unter der Oberfläche entsteht eine bindemittelarme, also im Gefüge gelockerte Zone;
- die an die Oberfläche transportierten Salze verschleifen dort die Poren des Steines; verstärkt durch Schmutzablagerungen bildet sich eine harte, sperrende Kruste, die den Feuchtigkeitsaustausch behindert;
- beim Verdunsten des Wassers bilden sich unter erheblicher Volumenvergrößerung Salzkristalle; durch den Kristallisationsdruck wird das Gefüge des Steines aufgesprengt.

Der bei jedem Wechsel von feuchtem und trockenem Wetter wiederholte Schadensablauf, dessen Wirkung durch die immer größeren Salzanteile ständig verstärkt wird, führt schließlich zum Aufbrechen der Oberflächenkruste. Erst in diesem fortgeschrittenen Stadium, wenn der Zustand bereits höchst bedrohlich ist, wird der Schaden in der Regel deutlich sichtbar.

Neben Schwefeldioxid gehören auch Streusalz, Staub- und Rußablagerungen (Krustenbildung) zu den Schad-

4 BAD WIMPFEN i. T., St. Peter, Detail von der Figur des Petrus, Zustand 1983. Die inzwischen vom originalen Standort abgenommene Skulptur weist am rechten Oberarm und an der Gewandpartie über der rechten Hand gravierende Substanzverluste auf. Die Attribute Schlüssel und Buch sind zu großen Teilen zerstört. Um die Ursachen der schweren Steinschäden zu ermitteln, wurde im Auftrag des Bischöflichen Bauamtes Mainz vom Zollern-Institut in Dortmund über den Zeitraum eines Jahres eine Immissionsraten-Messung durchgeführt. Als Ergebnis wurde festgestellt, daß die Kirche einer mittleren Belastung an Schwefeldioxid und einer ungewöhnlich hohen Immissionsrate von Fluorid ausgesetzt ist. Ergänzungen früherer Restaurierungen bestehen aus einer zementhaltigen Steinersatzmasse.

stoffen, die den Bestand der Kulturdenkmale aus Stein nicht unerheblich gefährden.

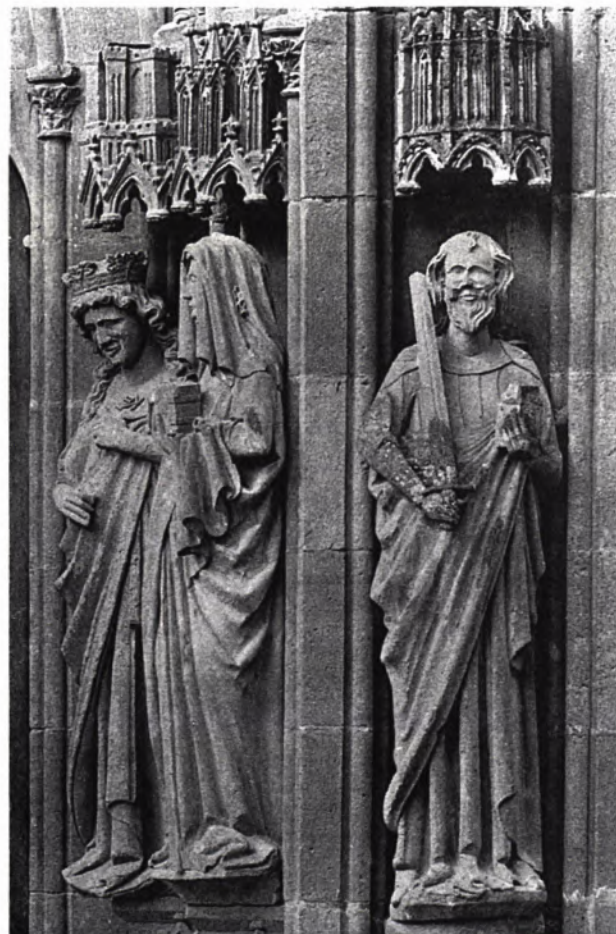
Bei einer Gewichtung der verschiedenen Schadensursachen muß berücksichtigt werden, daß sie nicht isoliert auftreten. Die Faktoren natürlicher und immissionsbedingter Verwitterung bilden gemeinsam eine Schadenskette, die zur progressiven Beschleunigung des Steinzerfalls führt.

In diese Schadenskette reihen sich bei vielen Objekten fehlerhafte Restaurierungsversuche ein, die nach anfänglichen Scheinerfolgen die Schadensbildung beschleunigt und verstärkt haben. Dazu gehören z. B. die im späten 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts an Werksteinbauten und Steinskulpturen sehr häufig ausgeführten Zementfugen und Zementausflickungen. Sie galten nach damaligem Verständnis gleichsam als Inbegriff des bautechnischen Fortschritts. Wegen seiner wesentlich größeren Dichte verursacht das neue Material einen Stau der aggressiven Feuchtigkeit im benachbarten Stein, der dadurch in den Grenzonen verstärkt zerstört wird. Der gleiche Effekt kann eintreten, wenn einzelne Partien in widerstandsfähigerem Natursteinmaterial erneuert werden, das durch seine chemischen und physikalischen Eigenschaften von den Steinen der alten Substanz stark abweicht; die Verwendung verwandter

Steine ist also nicht bloß eine ästhetische Frage. Klammern und Dübel aus Eisen sprengen durch Rostbildung den Stein auf. Filmbildende Anstriche und „Schutzschichten“ haben eine ähnliche Wirkung wie Salz- und Schmutzkrusten: Sie verhindern, daß vom Stein aufgenommene Feuchtigkeit hinreichend schnell wieder abgegeben werden kann. Viele in den letzten Jahrzehnten zur Steinfestigung und zum Steinschutz erprobte Tränkungsmittel haben die Krustenbildung und damit die spätere Zerstörung der Objekte gefördert.

Die Größenordnung der finanziellen Konsequenzen, die sich aus dem Steinzerfall ergeben, soll hier nur an zwei Beispielen verdeutlicht werden: Am Freiburger Münster waren in den letzten zwanzig Jahren für kontinuierlich durchgeführte Steinrestaurierungsarbeiten DM 10 081 000,- aufzuwenden. Am Hl.-Kreuz-Münster in Schwäbisch Gmünd muß eine umfassende Instandsetzung des Außenbaues in Angriff genommen werden; für die Gesamtmaßnahme sind nach dem Kostenniveau von 1983 für die Steinrestaurierung und -konservierung Aufwendungen von ca. DM 17 214 000,- veranschlagt. Mit der ehemaligen Stiftskirche St. Peter in Bad Wimpfen im Tal, der ehemaligen Klosterkirche in Salem, der Friedenskirche in Ludwigsburg und der Christuskirche in Mannheim seien nur wenige weitere größere Objekte genannt, bei denen in nächster Zeit umfangreiche und

5 BAD WIMPFEN i. T., St. Peter, rechtes Gewände des Südportals, um 1270/80. Auf dem Foto von 1901 sind an der Figur des Paulus (mit Schwert und Buch) keine Schäden zu erkennen. Die kleine Fehlstelle an der Bogenreihe des Baldachins wurde bei einer Restaurierung 1901/03 wieder ergänzt.



6 BAD WIMPFEN i. T., St. Peter, Detail des Südportals (1983). Der als filigrane Miniaturarchitektur ausgebildete Baldachin über der Figur des Paulus bietet in seinem heutigen Zustand gleichsam das Bild einer Momentaufnahme vom Einsturz eines gotischen Chores mit Kapellenkranz, Strebepfeilern und Maßwerkfenstern.





7 SCHWÄBISCH GMÜND, *Hl. Kreuz*, Detail von dem kurz nach 1351 ausgeführten Chornordportal. Die 1910 publizierte Aufnahme zeigt einen Ausschnitt aus dem unteren Bildstreifen des Tympanons mit zwei Szenen der Leidensgeschichte: Christus im Gebet am Ölberg mit der Gruppe der drei schlafenden Jünger und die Gefangennahme Christi.



8 SCHWÄBISCH GMÜND, *Hl. Kreuz*, 1983 aufgenommenes Detail vom Tympanon des Chornordportals. Die zu Beginn unseres Jahrhunderts noch vollständig erhaltene, heute armlose Figur in der Mitte ist kaum noch als Petrus zu identifizieren, der auf Christi Geheiß sein Schwert in die Scheide steckt. An den Gewandfalten und vor allem am aufgestützten Arm des hinteren der schlafenden Jünger aus der Ölbergsszene zeigt sich in der Detailaufnahme der mürbe Zustand des Steines unter der aufgesprengten Außenkruste besonders deutlich.

9 MARBACH, *Madonna an einem Chorstrebe Pfeiler der Stadtkirche*; Foto um 1900. Die Sandsteinskulptur gehört zu einem um 1515 entstandenen Zyklus von fünf Heiligenfiguren. Die alte Aufnahme zeigt die Madonna noch in fast unversehrtem Zustand. Verwittert waren nur die rechte Hand Mariae, das linke Bein des Christuskindes und in geringem Umfang Faltenstege des Gewandes.



◁ 10 MARBACH, *Madonna vom Chor der Stadtkirche, heute in der Alexanderkirche aufgestellt*; Foto 1984. Die Skulptur ist bis zur Unkennlichkeit zerstört. Drei Falten und ein Teil der Mondichel zu Füßen Mariens sind die letzten dürftigen Reste des Kunstwerkes, das zu den besten Beispielen schwäbischer Monumentalplastik im ausgehenden Mittelalter gehört hat.



11 BAD WIMPFEN, Kreuzigungsgruppe des in Mainz tätigen Bildhauers Hans Backoffen, um 1515. Die 1931 veröffentlichte Aufnahme zeigt ein Detail der Beine Christi. Die ursprüngliche Darstellung der Epidermis, die an den Oberschenkeln von Adern durchzogen wird und an den Kniescheiben feinste Fältchen zeigt, war damals noch vollständig erhalten. Die Figuren Christi und der beiden Schächer sind aus Eifeler Tuff gearbeitet. Die Kreuzigungsgruppe wird durch eine 1551 errichtete, 1904 erneuerte Überdachung geschützt.



12 BAD WIMPFEN, Kreuzigungsgruppe, 1982 aufgenommenes Detail der Beine Christi. In kaum mehr als 50 Jahren sind große Teile der subtil gestalteten Oberfläche zerstört worden. Der noch vorhandene Originalbestand hat sich an vielen Stellen als dünne Schicht vom Untergrund abgesetzt. Nach dem Verlust der vom Bildhauer bearbeiteten Oberfläche bröckelt der Tuff in kleinen Schollen ab. In diesem Zustand führen bereits Witterungseinflüsse, die für gesunden Stein völlig harmlos wären, zu weiteren schweren Substanzverlusten.

kostenträchtige Arbeiten zur Steinrestaurierung und -konservierung ausgeführt werden müssen. An den Münstern in Freiburg und Ulm ist die Steinrestaurierung längst eine permanente denkmalpflegerische Aufgabe geworden.

Daß Bauwerke und Skulpturen aus Stein seit Beginn der Industrialisierung wesentlich schneller verwittern als in früheren Jahrhunderten, ist keine neue Beobachtung. Der seit 1900 jährlich veranstaltete Deutsche Tag für Denkmalpflege befaßte sich vor dem 1. Weltkrieg und vor allem in den zwanziger Jahren oft mit dem Themenkomplex Steinschäden – Steinrestaurierung.

Der Wirkungsmechanismus von Schwefeldioxid-Immissionen ist in seinen Grundzügen bereits seit langem bekannt. Erstmals wurde er Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts von einer Kommission englischer Wissenschaftler am Parlamentsgebäude in London festgestellt. Auch in Deutschland ist es seit Beginn des 20. Jahrhunderts keine Neuigkeit mehr, daß die aus den „Rauchgasen“ und aus Feuchtigkeit entstehende Säure den Verwitterungsprozeß beschleunigt. Dafür einige Beispiele aus Baden-Württemberg: In einem ausführlichen Gutachten über den Bauzustand des Hl.-Kreuzmünsters in Schwäbisch Gmünd hat der Nürnberger Architekt Prof. Otto Schulz 1918 die aus den Rauchgasen der Industrie entstehende schwefelige Säure als eine der Schadensursachen benannt. 1922 hat Baurat Karl Wachter aus Ulm in einem Vortrag beim Deutschen Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz in Stuttgart darauf hingewiesen, daß bei der Esslinger Frauenkirche ebenso wie beim Ulmer Münster die „schwefelige Säure, mit der heute die Atmosphäre durch den Steinkohler Rauch durchsetzt ist“ als „heimtückischer, die Steine seuchenartig befallender Zerstörer“ die Hauptursache der Schäden sei. Nach einem 1927 publizierten Aufsatz von Münsterbaumeister Karl Friedrich zeigte sich am Ulmer Münster bald nach Vollendung des Hauptturmes (1890), „daß ein neuer Feind, die durch die Rauchgase herbeigeführte chemische Verwitterung, das Steinwerk bereits schwer angegriffen hatte und dieser Steinfraß auch vor den neuen Teilen nicht haltmachte“.

Als klassischer Beleg für die Wirkung von Schwefeldioxid-Immissionen gilt seit Anfang unseres Jahrhunderts die Verwitterung eines württembergischen Materials: Schlaitdorfer Sandstein wurde im 19. Jahrhundert annähernd gleichzeitig am Kölner Dom, am Ulmer Münster und an Schloß Neuschwanstein verbaut. Der Kölner Dombaumeister hat bereits vor dem 1. Weltkrieg den unterschiedlichen Verwitterungsgrad, den das gleiche Material an den drei Bauten zeigt, eine Folge der unterschiedlichen Umweltbelastungen genannt. Genaue Messungen (1978/79) der Schwefeldioxid-Immissionsraten und die weitere Entwicklung der Schäden haben die frühere Beobachtung bestätigt:

- Köln: 103,9 Milligramm pro Quadratmeter pro Tag; der Dombaumeister stellte 1973 fest, daß der Stein bei gleichbleibenden Bedingungen „nicht mehr zu retten ist“;
- Ulm: 50,9 Milligramm pro Quadratmeter pro Tag; der Stein zeigt gravierende, aber nicht ganz so verheerende und später als in Köln aufgetretene Schäden;
- Neuschwanstein: 6,9 Milligramm pro Quadratmeter pro Tag; der Schlaitdorfer Sandstein weist nur geringe Verwitterungserscheinungen auf.

Naturwissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet des Steinzerfalls und der Steinkonservierung setzte bereits kurz nach 1900 ein. Seit den späten sechziger Jahren hat sich die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Problem intensiviert. An vielen Universitäten und Forschungsinstituten des In- und Auslandes wurde eine große Zahl von biologischen, physikalischen, chemischen und mineralogischen Untersuchungen durchgeführt. Die Vielfalt der Projekte, deren mangelnde Koordination und die weitverstreute Publikation in Fachzeitschriften vieler Disziplinen machen es sehr schwer, einen Überblick über den derzeitigen Forschungsstand zu gewinnen.

Die naturwissenschaftliche Forschung und Versuchsreihen in der denkmalpflegerischen Praxis haben ergeben, daß für die Mehrheit der verschiedenen Fallgruppen von Steinschäden Kieselester dazu geeignet ist, den durch chemische Verwitterung eingetretenen Verlust an Bindemittel wieder auszugleichen und dadurch morbide Steingefüge zu festigen. Durch eine Behandlung der Steine mit Siliconen, Silanen oder Siloxanen kann für einen begrenzten Zeitraum von ca. 10 Jahren das Eindringen von Wasser und damit auch die Zufuhr weiterer Schadstoffe verhindert werden (Hydrophobierung), ohne daß dabei eine dampfdurchlässige Sperrschicht an der Oberfläche entsteht. Mit der Entwicklung und

Erprobung dieser Konservierungstechniken wurde aber auch festgestellt, daß ihre undifferenzierte Anwendung unter Umständen völlig nutzlos oder in vielen Fällen gar substanzgefährdend ist. Eine erfolgreiche Konservierung ist nur dann möglich, wenn die Anwendung auf die spezifischen Gegebenheiten des jeweiligen Einzelfalles abgestimmt ist. Konservierungsmaßnahmen ohne Rücksicht auf die chemischen und physikalischen Eigenschaften des Steines, auf die Schadensursachen, auf Art und Menge eventuell angesammelter Schadstoffe, auf den Grad der Schädigung und auf den bauphysikalischen Kontext können den Steinzerfall verstärken, statt ihn aufzuhalten.

Im letzten Jahrzehnt wurde ein Verfahren entwickelt, das es erlaubt, scheinbar hoffnungslos geschädigte Steindenkmale vor der völligen Zerstörung zu bewahren. Durch eine Volltränkung mit Acrylharz können Objekte auf Dauer in ihrem Bestand gesichert werden. In einem kombinierten Vakuum-Druck-Imprägnierverfahren werden sämtliche Porenräume des Steines durch das Acrylat ausgefüllt. Die bei der Aushärtung entstehende Materialverbindung von Acrylat (= Plexiglas) und Stein gilt als absolut resistent gegen Witterungseinflüsse. Die Anwendbarkeit dieses Verfahrens ist allerdings auf bewegliche Objekte beschränkt. Ganze Werksteinfassaden oder in ein Baugesüge fest integrier-

13 *MARBACH, Jakobus der Ältere an einem Chorstrebepeifer der Stadtkirche, Aufnahme um 1900. Der einzig erkennbare Schaden ist der Verlust der rechten Hand.*



14 *MARBACH, Jakobus der Ältere vom Chor der Stadtkirche, heute in der Alexanderkirche, Foto 1984. Der unförmige Steinbrocken kann im heutigen Zustand kaum noch als Ruine der Jakobusfigur identifiziert werden.*





15 TÜBINGEN, *Detail des unteren Schloßportals, Säulenpostament neben dem Torbogen; Foto 1983. Basisprofil und unteres Drittel des Reliefs sind völlig zerstört. Der Stein löst sich in abrießendem Sand auf. Der Schaden ist in diesem Fall, anscheinend verursacht durch Spritzwasser mit Streusalz, in extrem kurzer Zeit eingetreten: Das Säulenpostament gehört nicht zum Originalbestand des 1606/07 errichteten Portals, sondern es wurde erst vor ca. 30 Jahren als Kopie angefertigt. Auch zum ursprünglichen Bestand gehörende Teile des unteren Schloßportals zeigen gravierende Schäden. Durch alte Fotos läßt sich belegen, daß heute stark angegriffene oder zerstörte Details zu Beginn des 20. Jh. noch intakt waren.*

te Teile können nicht durch eine Acrylharz-Volltränkung gesichert werden. Aus konservatorischen Überlegungen wird der Kreis der Denkmale, die mit diesem Verfahren behandelt werden können, weiter eingeschränkt: Noch liegen keine ausreichenden Erfahrungen darüber vor, wie sich das Material verhält, wenn es über lange Zeiträume der Bewitterung ausgesetzt ist. Obwohl die Ergebnisse sorgfältiger Laborteste keine nachteiligen Veränderungen acrylharzgetränkter Skulpturen befürchten lassen, ist die Anwendung des Verfahrens nicht völlig risikofrei. Die Verfremdung des ursprünglichen Materials zu einem Gemisch aus Stein und Acrylat ist deshalb bei Skulpturen von hohem kunstgeschichtlichem Rang vorerst nicht zu verantworten. Das gleiche gilt für alle farbig gefaßten Objekte.

Auch wenn man annimmt, daß die naturwissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der Steinkonservierung große Fortschritte machen kann, so daß verbesserte Konservierungstechniken entwickelt werden, wird auch in Zukunft die traditionelle Restaurierungsmethode, also das Auswechseln morbider Steine durch neues Material, große Bedeutung haben. Solide handwerkliche Arbeit, die auf überlieferten Kenntnissen und Fertigkeiten

basiert, bleibt weiterhin unverzichtbar. Bei der Restaurierung von Kulturdenkmälern aus Stein werden nach wie vor die Erfahrungen bewährter Steinmetzbetriebe, die Könnerschaft von Bildhauern und die beispielhafte Tätigkeit der Münsterbauhütten die wichtigste Grundlage bilden.

Obwohl der Stand der naturwissenschaftlichen Forschung über Schadensursachen, über die Wechselwirkung verschiedener Schadstoffe, über Schadensabläufe und über Konservierungsmöglichkeiten noch viele Fragen offenläßt, liegt inzwischen doch eine große Zahl von Publikationen mit wichtigen Ergebnissen vor. In keiner Weise ausreichend ist aber in Baden-Württemberg die Umsetzung des bisherigen Kenntnisstandes in die denkmalpflegerische Praxis.

Der weitere Zerfall von Kulturdenkmälern aus Stein ließe sich erheblich einschränken, wenn die von der naturwissenschaftlichen Forschung erarbeiteten Ergebnisse umfassend angewendet werden und wenn Restaurierungen oder Konservierungen mit unzureichenden Methoden oder falschen Materialien bzw. Materialanwendungen vermieden werden. Voraussetzung dafür ist, daß die Denkmalpflege personell und finanziell in die Lage versetzt wird, durch gezielte konservatorische Maßnahmen den zerstörerischen Prozeß am bedrohten Bestand einzugrenzen.

Vorrang hat dabei die Einstellung eines Restaurators für die speziellen Fragen der Steinrestaurierung und -konservierung. Nur dadurch wird es möglich, private,

16 SALEM, *Kirche des ehem. Zisterzienserklosters, Detail des Giebelmaßwerkes an der nördlichen Querhausfassade; Foto 1983. Der Kirchenbau wurde 1299 begonnen, die Nordfassade entstand um 1320/30. Eine umfassende Restaurierung, bei der auch das Giebelmaßwerk der nördlichen Querhausfront erneuert wurde, ist gegen Ende des 19. Jh. ausgeführt worden. Aufspaltungen des Sandsteines, abgesprengte Schalen der Oberfläche und geschwächte Brüstungspfosten mit losem Steingefüge stellen eine starke Gefährdung für den gesamten Maßwerkbestand dar.*





17 und 18 ÖHRINGEN, Grabmal des 18. Jh. bei der St.-Anna-Kapelle; Foto 1982. In der Frontalansicht kann der Eindruck entstehen, als seien die zahlreichen Beschädigungen des figurenreichen Aufbaus am Kopfende der Tumba durch gewaltsames Abschlagen verursacht. In der Seitenansicht wird deutlich, daß die Substanzverluste durch die starken Aufspaltungen des Sandsteins bedingt sind.

kirchliche, kommunale und staatliche Denkmaleigentümer, Handwerker, Restauratoren und Architekten fachlich fundiert zu beraten, damit jeweils die dem Einzelfall angemessenen Restaurierungs- und Konservierungstechniken angewendet werden. Für Material- und Schadensuntersuchungen, für einfache Analysen sowie für die Erprobung von Materialien und Materialanwendungen ist eine Grundausstattung mit dem notwendigen Gerät erforderlich.

Ein wichtiger Schritt zur engeren Verknüpfung der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung mit den Anforderungen der denkmalpflegerischen Praxis war 1978 die Einrichtung des Zollern-Instituts in Dortmund und eines Zentrallabors beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in München. Beide Institute wurden durch eine großzügige Förderung der Stiftung Volkswagenwerk ermöglicht, damit von Dortmund und von München aus auch die Denkmalämter in anderen Ländern der Bundesrepublik in schwierigen Problemfällen beraten werden.

Durch exakte Analysen und durch eingehende Gutachten hat das Zentrallabor in München für die Konzepte zur Konservierung und Restaurierung verschiedener baden-württembergischer Kulturdenkmale die naturwissenschaftlichen Grundlagen erarbeitet.

Die Einstellung eines Steinrestaurators beim Landesdenkmalamt würde dazu beitragen, die für Beratungen in Baden-Württemberg eng begrenzte Arbeitskapazität des Münchener Zentrallabors effektiver zu nutzen.

Mit zusätzlichen Fördermitteln wäre es möglich, wenigstens die Rettung kunsthistorisch herausragender Steinskulptur und Bauplastik zu betreiben, ohne daß dadurch die laufende Förderung für die große Zahl mittlerer und kleiner Instandsetzungsmaßnahmen eingeschränkt werden muß.

An diese Maßnahmen zur Begrenzung des Steinzerfalls darf nicht die Erwartung geknüpft werden, daß sie be-

reits eingetretene Schäden beheben oder künftige ausschließen können. Zerstörte Substanz eines Kunstwerks ist verloren. Das Beheben der Schäden, also eine Wiederherstellung des Originalzustandes anzustreben, wäre abwegig; möglich und in manchen Fällen richtig ist allenfalls die Wiederherstellung des ursprünglichen Erscheinungsbildes durch die Reproduktion der zerstörten originalen Partien. Verwitterungsschäden können durch eine Konservierungsmaßnahme, wenn das Objekt gleichen Umweltbedingungen wie zuvor ausgesetzt bleibt, nur merklich verzögert, nicht aber auf lange Dauer verhindert werden. Der gegenwärtigen Bedrohung für den Bestand an Kulturdenkmälern aus Naturstein kann nur eine drastische Reduzierung der Schadstoffemissionen abhelfen.

Literatur:

Deutsche Kunst- und Denkmalpflege 31, 1973 (Dieser Band enthält einen zusammenfassenden Bericht über die Situation der Steinrestaurierung in Deutschland und verschiedene Beiträge zu Einzelfragen sowie eine Bibliographie der deutschsprachigen Literatur zur Verwitterung und Konservierung natürlicher Bausteine. So bildet dieser Band eine Bilanz des damaligen Kenntnisstandes.)

Rolf Wihr und Rolf Snethlage: Steinkonservierung – Zur Erhaltung von Flurdenkmälern. Kolloquium über das Acrylharz-Volltränkungsverfahren (= Arbeitsheft 4 des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege), München 1979.

Rolf Wihr: Restaurierung von Steindenkmälern, München 1980.

Dr. Eberhard Grunsky
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1



1 GROSSACHSENHEIM,
Gesamtansicht des Badegebäudes
von Südosten.

Ingo Stork: Das große römische Landgut bei Grossachsenheim, Stadt Sachsenheim, Kreis Ludwigsburg

Eine charakteristische Siedlungsform des rechtsrheinischen Teils der römischen Provinz Obergermanien bilden die *Villae rusticae* – Gutshöfe verschiedenster Größe und Ausstattung, die die Versorgung der Dörfer und Städte mit landwirtschaftlichen Produkten sicherstellten. Obwohl in Baden-Württemberg weit über tausend solcher Landgüter entdeckt worden sind, konnte bisher kaum eine Anlage in ihrer Gesamtheit ergraben werden. Zumeist kennt man nur die Grundrisse einzelner Gebäude oder erschließt das ehemalige Vorhandensein eines Gutshofs aus Funden und Mauerresten.

Dabei bieten die *Villae rusticae* für die Beurteilung der ländlichen Besiedlung in römischer Zeit wesentliche Aussagemöglichkeiten. So lassen sich Fragen der inneren Struktur der landwirtschaftlichen Betriebe klären, wie auch Stellung und Unterbringung handwerklicher Produktionsstätten. Darüber hinaus werden auch wirtschaftliche Aspekte des Warenaustauschs mit dem Umland und die damit verbundene Romanisierung der einheimischen Bevölkerung beleuchtet. Neue Erkenntnisse auf diesem Gebiet kann man jedoch nur durch moderne planmäßige und vollständige, d. h. nicht zuletzt auch kostenintensive Ausgrabungen gewinnen.

Der Gutshof von Grossachsenheim, Flur „Holderbüschle“ soll hier exemplarisch vorgeführt werden, um die Probleme, die derartige Anlagen für die Bodendenkmalpflege aufwerfen, darzustellen.

Die *Villa rustica* von Grossachsenheim befindet sich 4 km östlich des Ortes auf der rechten Talseite der Metter, einem Nebenfluß der Enz. Wiewohl an einem Nordhang errichtet, ist ihre Lage typisch: Beide Talseiten sind kilometerweit einsehbar, Wasser steht nicht nur durch den Fluß, sondern auch aus mehreren Quellen zur Verfügung, die lößbedeckte Hochfläche im Süden bietet beste Möglichkeiten für Ackerbau.

Im 19. Jahrhundert schon berichtet der Bietigheimer Oberförster Friedrich August Fribolin (1821–1910), daß hier um 1850 römische Mauern aufgegraben und „Münzen und Gerätfunde verschleppt“ worden waren. Seine Kartierung zeigt bereits eine Ausdehnung römischer Baulichkeiten auf einem Areal von 200 m Länge. Hinweise auf eine Ruinenstätte gaben auch die Flurnamen „Mäurich“, „Holderbüschle“ und „Höllbrunnen“, zu denen noch die Sage von einem versunkenen Schloß kommt. Den Landwirten waren die Ruinen, deren Schutthügel noch in den 20er Jahren deutlich sichtbar waren, bestens bekannt. 1923 war man bei Feldarbeiten schon auf ein Steinrelief der Pferde- und Fruchtbarkeitsgöttin Epona gestoßen. Nachschürfungen eines Arztes ergaben dann u. a. Reste eines hypokaustierten Gebäudes und bemalten Wandverputz. O. Paret ermittelte darauf durch Begehungen eine Gutshofanlage von 200 × 300 m Ausdehnung. Der Eponastein war nach dem 2. Weltkrieg zeitweise in Grossachsenheim ausge-

stellt. Nicht nur in der Fachliteratur, sondern auch in zwei Heimatbüchern der Stadt Sachsenheim wurde die Anlage behandelt.

Dennoch erfuhr 1964 das damalige Staatliche Amt für Denkmalpflege (Stuttgart) nichts vom Bau eines Umspannwerks im Westteil des Gutshofgeländes. Eine Besichtigung der bereits ausgeräumten Baugrube erbrachte 1965 nur die Feststellung, daß die Hauptschuttflächen der Anlage noch östlich außerhalb des Bauareals lagen. Wie wir heute wissen, wurden schon damals römische Mauern, die teilweise zum Hauptgebäude des Gutshofs gehörten, abgeräumt. Der einzige Fund, der dem Denkmalamt zur Kenntnis gelangte, war eine Münze des Antoninus Pius. Ob bei weiteren Bauarbeiten südlich des Umspannwerks römische Reste auffielen, ist unbekannt, zumindest die römische Hofmauer muß damals jedoch z. T. überbaut worden sein.

1971 wurde seitens des Landesdenkmalamts in der Anhörung zum Flächennutzungsplan der Stadt Sachsenheim gegenüber Stadt, Regierungspräsidium und Landratsamt festgestellt, daß „solche umfangreiche römische Gutshöfe im Lande nur noch selten sind und als Denkmal, wenn auch oberirdisch nicht besonders sichtbar, erhalten werden sollten“. In der Genehmigung des Flächennutzungsplans, dem Plan selbst und dem Erläuterungsbericht wurde die Villa rustica 1974 dementsprechend als Schutzfläche aufgeführt. Außerdem wurde festgelegt: „Bei Veränderungen des Bodens, gleich welcher Art, ist vorher das Landesdenkmalamt, Abteilung Bodendenkmalpflege ... entsprechend zu verständigen.“ Der Flächennutzungsplan sah eine Erweiterung des Industriegebiets nur nach Westen, also außerhalb des Gutshofs, vor. Nachdem 1979 auch die Liste der Bodendenkmale Landratsamt und Stadt übergeben worden war, schien damit eine Erhaltung der Anlage langfristig gewährleistet. Tatsächlich war jedoch damals bereits ein Bebauungsplan für das Areal ausgearbeitet, der 1975 vom Landratsamt genehmigt wurde. Eine Anhörung des Landesdenkmalamts hatte nicht stattgefunden. Der weitere Ablauf war nun vorprogrammiert: Ende Mai/Anfang Juni 1981 wurden durch einen 3 bis 4 m breiten und 2,5 m tiefen Kanalisationsgra-

ben auf 200 m Länge römische Befunde: Mauern, Keller, Heizungsanlagen, Estrichfußböden, Abfallgruben durchschlagen und zerstört.

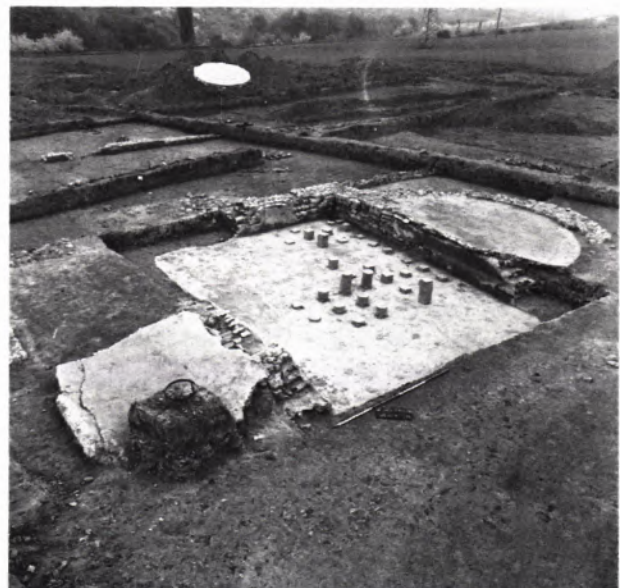
Da die ausführende Baufirma keinen Hinweis auf mögliche Bodenfunde erhalten hatte, schenkte man bei den Arbeiten den römischen Resten keine Aufmerksamkeit: Die Mauern habe man für modern gehalten. Die Fundmeldung an das Landesdenkmalamt, Abteilung Bodendenkmalpflege in Stuttgart, erfolgte durch einen Privatmann. Bei der Besichtigung der Baustelle zeigte sich, daß die Profilwand an mehreren Stellen schon durch Raubgräber zerwühlt war. In Besprechungen mit Stadt, Landratsamt und Regierungspräsidium erwies sich, daß keine Möglichkeit zur Erhaltung der Anlage mehr bestand: Planung, Erschließung und Grundstücksvergaben waren bereits zu weit fortgeschritten. Die Abteilung Bodendenkmalpflege sah sich mit einer Großgrabung konfrontiert, die sofort durchgeführt werden mußte.

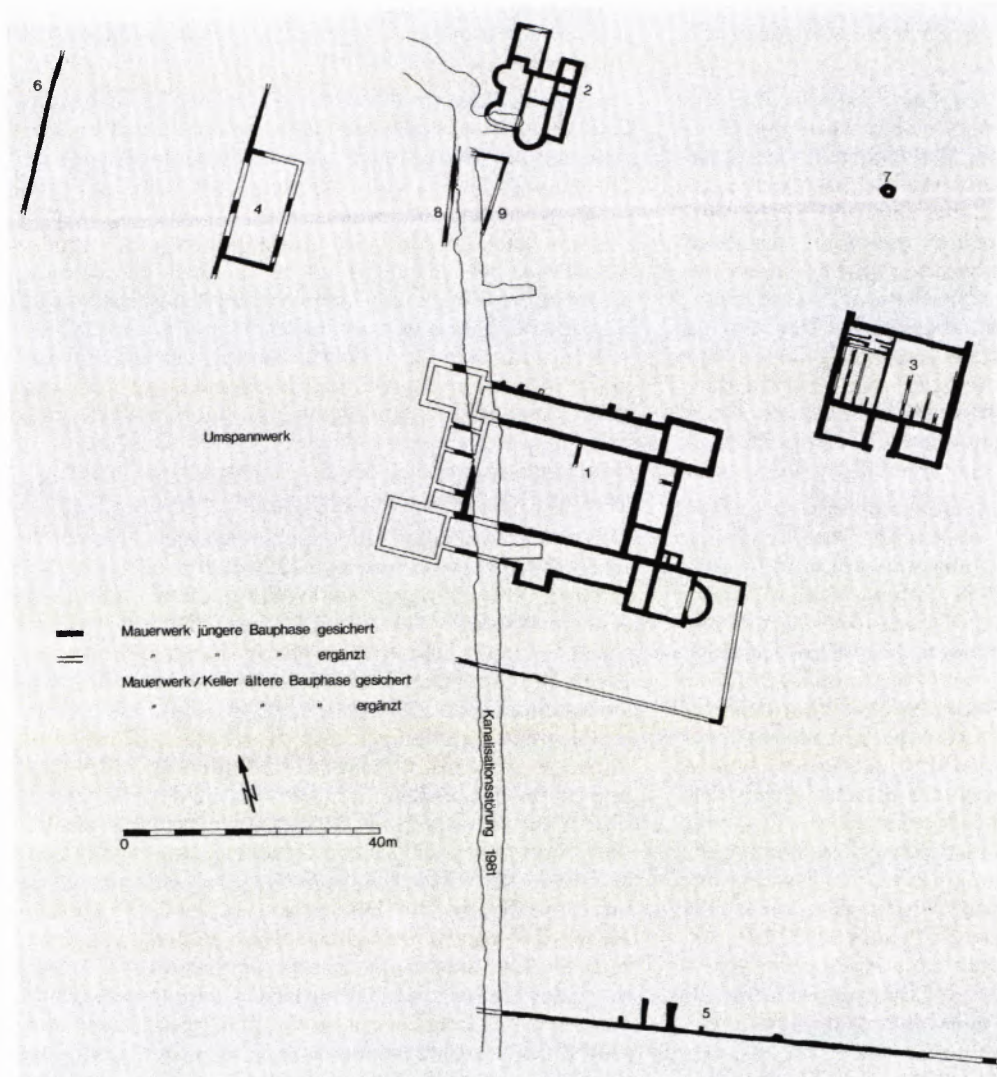
Die archäologischen Untersuchungen der Jahre 1981 und 1982 dauerten insgesamt 12 Monate. Zeitweise waren über 20 Grabungshelfer im Einsatz. Die Stadt Sachsenheim förderte die Arbeiten durch Hilfe in technischen Belangen und eine namhafte Spende. Hierfür sei Herrn Bürgermeister Lüth besonders gedankt. Auch allen unentgeltlich mitarbeitenden Helfern möchte ich hier meinen herzlichen Dank aussprechen. Dringende Bauvorhaben forderten mehrfach Änderungen des Grabungskonzepts. So mußte 1981 bis in den Dezember hinein gegraben werden; 1982 folgten die Bauarbeiten dem Fortgang der archäologischen Untersuchungen auf dem Fuße. Aber auch unerwartete Grabungsergebnisse mußten in die Disposition einbezogen werden. Neben den römischen Anlagen kamen zwei jungsteinzeitliche Siedlungen der Bandkeramik und der Schussenrieder Kultur, eine hallstattzeitliche sowie eine früh- und eine spätlatènezeitliche Siedlung zum Vorschein. Durch mehrere Umbauten und Erweiterungen des Gutshofs waren die Befunde komplizierter als zunächst angenommen. Schließlich ergaben sich Fundstellen selbst in Arealen, die man anfangs für fundleer gehalten hatte. Die Ausgrabungen stießen in der Öffentlichkeit auf lebhaftes Interesse. 50 Führungen, u. a. auch

2 KALTBADERAUM des Badegebäudes mit Abwasserkanälen, Aufnahme von Osten.



3 SÜDÖSTLICHER ECKRISALIT des jüngeren Hauptgebäudes mit beheiztem Wohnraum, von Westen.





4 PLAN des römischen Gutshofes in seinem jüngsten Baustadium (3. Jh. n. Chr.). 1 Hauptgebäude (Wohnhaus), 2 Bad, 3 Wirtschaftsgebäude (Speicher), 4 Stall, 5 Hofmauer mit Tor von Süden, 6 Hofmauer im Westen, 7 Brunnen, 8 u. 9 weitgehend zerstörte, nicht näher bestimmbare Gebäudereste.

für Schulen, vier Vorträge und eine abschließende Ausstellung wurden durchgeführt. Wenn darüber hinaus noch fünf Notbergungen in der weiteren Umgebung von der Grabung aus betreut werden konnten, so ist dies vor allem dem unermüdlichen Einsatz von Grabungstechniker F. Maurer zu verdanken.

Insgesamt wurden über 8000 m² flächig und in Suchschnitten aufgedeckt. Bei weiteren 2400 m² überwachten wir das Abschieben im Zuge der Bauarbeiten und nahmen die anfallenden Befunde soweit wie möglich auf. Damit sind auf über 1 ha des 1,8 ha großen Baugebiets die archäologischen Befunde erfaßt worden. Während die römischen Steinbauten auf diese Weise wohl vollständig ergraben werden konnten, ist dies bei den vorgeschichtlichen Anlagen und den römischen Holzbefunden nicht der Fall. Hier galt es denkmalpflegerisch abzuwägen, inwieweit Kosten und Zeitaufwand mit dem archäologischen Ertrag und wissenschaftlichen Ergebnis in Einklang zu bringen waren. Die Entscheidungen mußten dabei nach den Gesichtspunkten des Erhaltungszustandes und der wissenschaftlichen Bedeutung getroffen werden. So mußte z. B. auf eine weitere Freilegung der römischen Holzgebäude verzichtet werden, da sie größtenteils durch jüngere Steinbauten gestört waren – ein Gesamtbild der Holzbauphase des Gutshofs also ohnehin nicht mehr zu gewinnen

war. Bei den bandkeramischen Anlagen hatten sich Hausgrundrisse infolge Erosion nicht erhalten, weshalb eine vollständige, flächige Freilegung dieses Areals nicht in Betracht kam. Andererseits untersuchten wir die Schussenrieder Siedlung wegen des wissenschaftlichen Werts der Funde und Befunde möglichst weitgehend. Leider hatten die jüngeren Siedlungsreste aus keltischer Zeit stark unter Erosion und der römischen Überbauung gelitten, so daß es nicht sinnvoll schien, ihnen den gleichen Stellenwert wie den Befunden anderer Perioden einzuräumen.

Der römische Gutshof erreicht in seiner größten Ausdehnung eine umfriedete Fläche von 170 × 260 m, das sind etwa 4,5 ha. Seine südwestlichen Teile sind heute überbaut und unzugänglich innerhalb des Geländes des Umspannwerks und moderner Industriebauten. Die nördliche Begrenzungsmauer konnte während der Grabung nicht festgestellt werden. Sie folgte wohl dem Verlauf der Niederterrassenkante, die sich allerdings seit römischer Zeit verändert haben wird. Nach Osten erstreckt sich der Gutshof außerhalb des Baugebiets bis in die Gemarkung Bietigheim-Metterzimmern. Durch die Grabungen sind schätzungsweise zwei Drittel der ursprünglich vorhandenen Baulichkeiten erfaßt worden. Erhaltung und Fundanfall nahmen infolge der Hangerosion von Norden nach Süden ab. Während et-

wa die Ruine des Badegebäudes am Hangfuß überdeckt und dadurch mittelalterlichem Steinausbruch entzogen war, stand das Hauptgebäude an der Hangkuppe: Deshalb waren dort nicht nur die Kulturschichten aberodiert, sondern auch die leicht zugänglichen Mauern bis auf geringe Reste ausgebrochen.

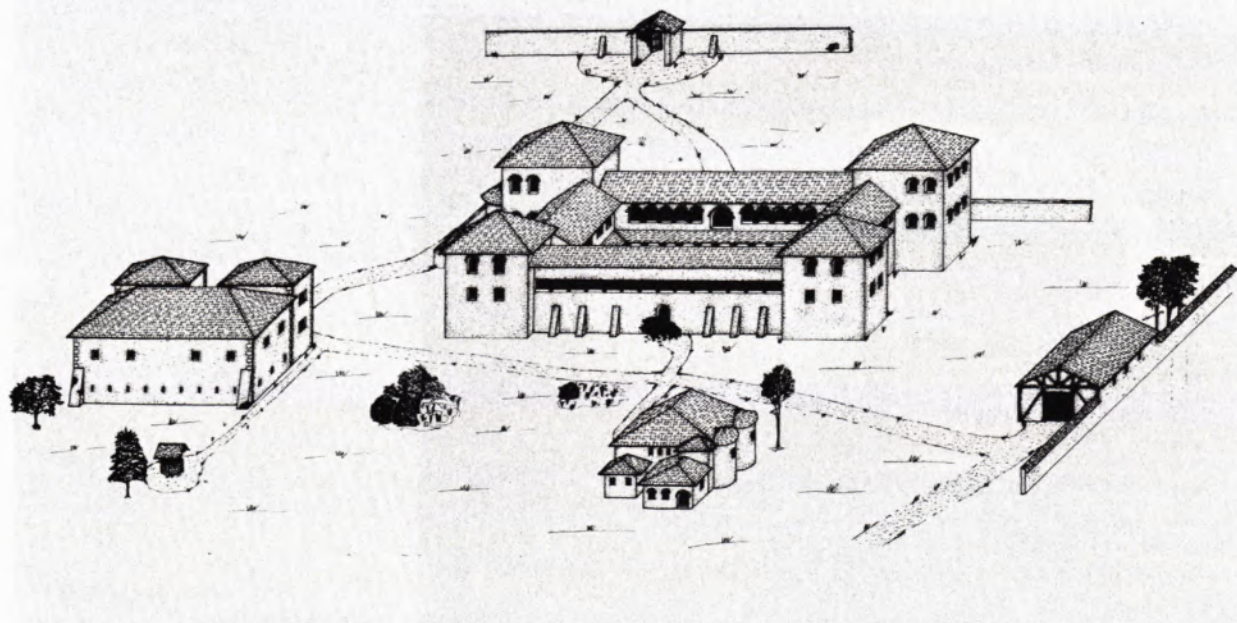
Als ein wesentliches Ergebnis können unsere Untersuchungen die Abfolge verschiedener Bauphasen und Bauetappen herausstellen. Reste von Holzgebäuden bilden die älteste römische Bauphase. Eines dieser Gebäude war über 23 m lang, dreischiffig und in Schwellbalkentechnik errichtet; aufgrund jüngerer Überbauung ist es nur fragmentarisch erhalten. Daher läßt es keine sichere Ansprache seines Bautypus zu, erinnert aber an „Streifenhäuser“, wie wir sie aus römischen Zivilsiedlungen kennen. Leider kann der Beginn der Holzbauphase mangels Funden nicht datiert werden, so daß wir nur in Analogie zu anderen Befunden das späte 1. Jahrhundert n. Chr. als Gründungszeit vermuten möchten.

Die zweite Hauptbauphase brachte den Ausbau in Stein und fällt in die 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Dieser Periode lassen sich ein Eckrisalitbau von 16,5 m Frontbreite, die Reste eines 10 m langen einfachen Rechteckbaus, drei Keller, eine Zisterne und die Hofmauer mit Toranlage zuweisen. Bedauerlicherweise war diese Bauphase stark durch jüngere römische Neubauten und die moderne Kanalstörung in Mitleidenchaft gezogen. Die Ablösung der Holz- durch die erste Steinbauperiode vollzog sich wohl in Etappen, die im einzelnen anhand des Fundmaterials noch herauszuarbeiten sind. Aus der Kellerverfüllung des östlichen Eckrisalits stammt u. a. die qualitätvolle kleine Bronzefigur eines sitzenden Barbaren mit Broten. Der Stil der Darstellung läßt an das späte 2. bis frühe 3. Jahrhundert denken. Zu dieser Zeit muß der Keller hauptsächlich mit Bauschutt verfüllt worden sein, in dem sich eine Vielzahl von Freskenbruchstücken fand. Dieser Bau-

schutt gehörte wahrscheinlich zum Risalitgebäude, das dem Neubau eines Bades weichen mußte. Vermutlich dürfen wir in dem Risalitbau das Hauptgebäude der älteren Anlage erblicken. Dafür spricht auch, daß er wie das jüngere Hauptgebäude nordwestlich des Hoftors lag.

Mit der zweiten Steinbauphase erfolgte eine völlige Neukonzeption der gesamten Gutsanlage. Besonders auffällig ist die außerordentliche Erweiterung des Areals in Verbindung mit einer Vergrößerung der Gebäude. Die Hofmauer verlegte man um rund 80 m nach Süden und 10 m nach Westen, wodurch sich der eingefriedete Innenraum mehr als verdoppelte. Diese Neumaßnahmen erforderten den Abbruch der älteren Hofmauer und des älteren Hauptgebäudes. Sie sind also, anders als beim Übergang von der Holz- zur ersten Steinbauphase, in einem Zuge durchgeführt worden. Die Anlage weist eine klare Konzeption auf. Gegenüber der älteren Steinbauphase verschob sich die Ausrichtung der Gebäude geringfügig. Im Zentrum (Abb. 4, Nr. 1) befand sich nun anstelle des älteren Hoftors das Hauptgebäude, das Wohnhaus des Gutsherrn, mit vier Eckrisaliten und einem Innenhof. Mit einer erschließbaren Frontlänge von mindestens 53 m (exakte Angaben sind wegen der Störung durch das Umspannwerk nicht möglich) zählt das Gebäude zu den größten Anlagen Baden-Württembergs (Bondorf 54 m, Hechingen-Stein 46 m, Rottenburg-Kreuzerfeld 40 m). Der halbrunde Annex des Südostrisalits ist nach Fertigstellung des Gebäudes angesetzt worden, wie überhaupt an diesem Risalit noch weitere, spätere Veränderungen feststellbar sind (Abb. 3). Mindestens ein Wohnraum besaß eine Fußbodenheizung, mehrere Räume waren mit Wandmalereien versehen. In der Kellerfüllung des Nordwestrisalits fanden wir eine Knochenflöte, die aus dem Oberschenkel eines Kranichs (Bestimmung M. Kokabi) geschnitzt ist (Abb. 6). Zusammen mit weiteren

5 REKONSTRUKTIONSVERSUCH der wichtigsten Gebäude der jüngsten Bauphase des Gutshofs von der Flußseite (Rückfront).



qualitätvollen Funden belegt sie den Lebensstandard der römischen Bewohner. Eine Einfriedungsmauer vor der Südfront des Hauptgebäudes könnte Gartenanlagen umgrenzt haben.

Am besten erhalten war das Badegebäude (Abb. 1 u. 2), dessen Mauern noch bis zu 1 m Höhe erreichten. Es handelt sich um ein Bad vom „Blocktypus“. Seine Ausmaße betragen rund 14 × 19 m. Besonders das Kaltwasserbecken vermittelte mit Plattenboden und dem Abflußrohr aus Blei eine gute Vorstellung vom ursprünglichen Aussehen des ebenfalls mit Wandmalereien versehenen Kaltbaderaumes. Die Innenausstattung genügte gehobenen Ansprüchen. Hier stand wahrscheinlich auch eine unterlebensgroße, vollplastische Steinstatue einer Göttin (Venus?), von der allerdings nur noch der rechte Fuß entdeckt werden konnte. Auch eine importierte Marmorschale (Abb. 7) ist in Zusammenhang mit dem Badebetrieb zu sehen. Überlegungen, das Badegebäude zu erhalten und zu konservieren, ließen sich aus Planungs- und Kostengründen nicht realisieren.

Eines der bemerkenswertesten Gebäude stellt der große Bau nordöstlich des Wohnhauses dar. Nachdem er zweimal umgebaut und vergrößert worden war, zeigt das jüngste Stadium einen massiven, 20 × 19 m messenden Baukörper mit zwei im Süden vorgesetzten, risalit-

artigen Kopfbauten, die eine 2,6 m breite Einfahrt flankierten. Der nördliche Teil der Anlage wurde durch einen Mittelgang in zwei rechteckige Räume geteilt, die schmale, von Norden nach Süden verlaufende Mäuerchen als Widerlager für einen abgehobenen Bretterboden aufwiesen. Der westliche dieser Räume besaß in einem abgetrennten Teil eine Feuerstelle, von der Heizkanäle abzweigten. Ob sich auch im östlichen Raum eine solche Anlage befunden hat, ist aufgrund der schlechteren Erhaltung ungewiß. Beide Innenräume zeigten starke Brandflächen und Brandschutt, auch die Mauern waren durch Brand stark gerötet, so daß wir eine Zerstörung durch Feuer annehmen. Zwar sind mehrere ähnliche Grundrisse bekannt, doch kann man die Funktion dieses Wirtschaftsgebäudes nicht eindeutig klären. Die abgehobenen Fußböden erinnern an Speicherbauten für Feldfrüchte; eine Deutung, auf die auch eine Pflugschar, die innerhalb der Brandschicht lag, hinweisen könnte. Die Heizanlage würde dann zum Trocknen oder Darren von Getreide gedient haben. Nicht ganz ausschließen möchte ich aber auch eine Interpretation als Werkstattbau.

Von den sonstigen Baulichkeiten der zweiten, jüngsten Steinbauphase seien die Hofmauer mit angebautem Stall und einfachem Hoftor sowie ein Brunnen erwähnt.



6 KNOCHENFLÖTE aus dem Oberschenkelknochen eines Kranichs geschnitzt; spätes 2. bis frühes 3. Jh. n. Chr.



7 GROSSE MARMORSCHALE nach der Restaurierung.



8 RITZINSCHRIFT auf einem Scherben; erhalten ist noch eine Gewichtsangabe.



9 BLEIGEWICHT mit Bronzeblechummantelung.



10 OHRRINGANHÄNGER aus Goldblech mit Fassungen aus Golddraht für rote oder blaue Glaspasten, 3. Jh. n. Chr.; Größe 2,3 cm.

Wenn wir nach den wirtschaftlichen Grundlagen des Gutshofs fragen, so sind natürlich an erster Stelle Produktion und Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu nennen. Darüber hinaus lassen sich Schmieden durch zahlreiche Eisenschlacken erschließen. Auch eine Ziegelei könnte, wie in Ludwigsburg-Hoheneck, zum Gutshof gehört haben, denn die Abwasserkanäle des Bades waren mit Fehlbränden von Dachziegeln abgedeckt. Innerhalb des Grabungsgeländes fanden sich allerdings keinerlei Spuren dieser vermuteten Ziegelei. Ob die Handwerksbetriebe der Villa rustica auch über den eigenen Bedarf hinaus produziert haben, ist schwer zu entscheiden. Der rege Warenaustausch mit dem Umland wird am Fundgut ablesbar. Neben importierten Luxusgütern aus dem Besitz des Gutsherren, wie z. B. Gläsern und Terra Sigillata, mußten etwa die einfachere Gebrauchskeramik und die mit Wein, Öl oder Fischsaucen gefüllten Amphoren von auswärts bezogen werden.

Verschiedene Einzelfunde geben Einblick in den täglichen Wirtschaftsbetrieb. Auf einem Krugscherben (Abb. 8) ist noch die Ritzinschrift „p(ondo) CVIII“ (108 römische Pfund = 35,36 kg) erhalten, der Rest der Aufschrift mit weiteren Angaben ist weggebrochen. Nach freundlicher Auskunft von K. H. Dietz (München) dürften hier neben der Gewichtsangabe noch der Inhalt und der Name des Gefäßes genannt gewesen sein. Auch die Erzeugnisse des Gutshofes mußten gewogen und „verbucht“ werden können: Hier sind mehrere Schreibgriffel (für Wachstäfelchen) und ein Bleigewicht (Abb. 9) erwähnenswert.

Eine gute Vorstellung vom Aussehen des Gutshofes in seiner jüngsten Bauphase, im 3. nachchristlichen Jahrhundert, vermittelt der Rekonstruktionsversuch (Abb. 5). Halten wir aber fest, daß durch die Ausgrabung nicht alle Baulichkeiten erfaßt werden konnten, da sie teils modern überbaut sind, teils außerhalb des archäo-

logisch untersuchten Baugebiets liegen, so wird man nach Analogien bei einer derartigen Anlage ein Wohnhaus für das Gesinde, weitere Wirtschaftsgebäude wie Stallungen und vielleicht auch einen Kultbau postulieren dürfen.

Nähere Aussagen zum Ende der Gutsanlage bedürfen noch einer detaillierten Auswertung der zahlreichen Funde und Befunde. Erste Hinweise könnten hier Funde aus der Latrine des Bades geben. Der goldene Ohrhänger (Abb. 10) entspricht in Technik und Stil Schmuckstücken aus Schatzfunden, die allgemein mit dem Alamanneneinfall des Jahres 233 n. Chr. in Verbindung gebracht werden. Als Siedlungsfund wäre er außergewöhnlich. Da zudem im engen Umkreis des Fundes zwei Denare und ein Ass lagen, die zwischen 219 und 232 n. Chr. geprägt worden sind, möchte ich einen zerstreuten Schatzfund nicht ausschließen.

Die Untersuchung des Gutshofes von Großsachsenheim wirft weitere Fragen auf, die hier nur angedeutet werden können. Welche Ursachen hatte etwa die Arealerweiterung, die ja mit schnell ausgeführten, großzügig angelegten Neubauten einhergeht und der Anlage ein domänenartiges Aussehen verleiht? Wie hat man sich das administrative Verhältnis zum inschriftlich bekannten Vicus Matisonensium, der Dorfgemeinde der Bewohner des Mettertals (im Raume Bietigheim) vorzustellen?

So zeigt der Gutshof von Großsachsenheim beispielhaft, wie bodendenkmalpflegerische Maßnahmen nicht nur zu einer Vermehrung musealen Guts führen, sondern überhaupt erst die Grundlagen für die Erweiterung unserer historischen Kenntnisse schaffen.

Dr. Ingo Stork
LDA · Bodendenkmalpflege
Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1

Hartmut Schäfer Burg Bietigheim – Archäologische Untersuchungen in der Kelter von Bietigheim-Bissingen, Kreis Ludwigsburg

Sanierungs- und Umbaumaßnahmen boten Anlaß und Gelegenheit für archäologische Untersuchungen in der Bietigheimer Kelter (Abb. 1). Ziel der Grabungen, die in enger Zusammenarbeit und mit finanzieller Beteiligung der Stadt Bietigheim-Bissingen durchgeführt wurden, war es, archäologische Aufschlüsse über die heute völlig verschwundene Burg Bietigheim zu gewinnen, die der schriftlichen Überlieferung zufolge im Bereich der Stadtpfarrkirche und der Kelter gestanden hat.

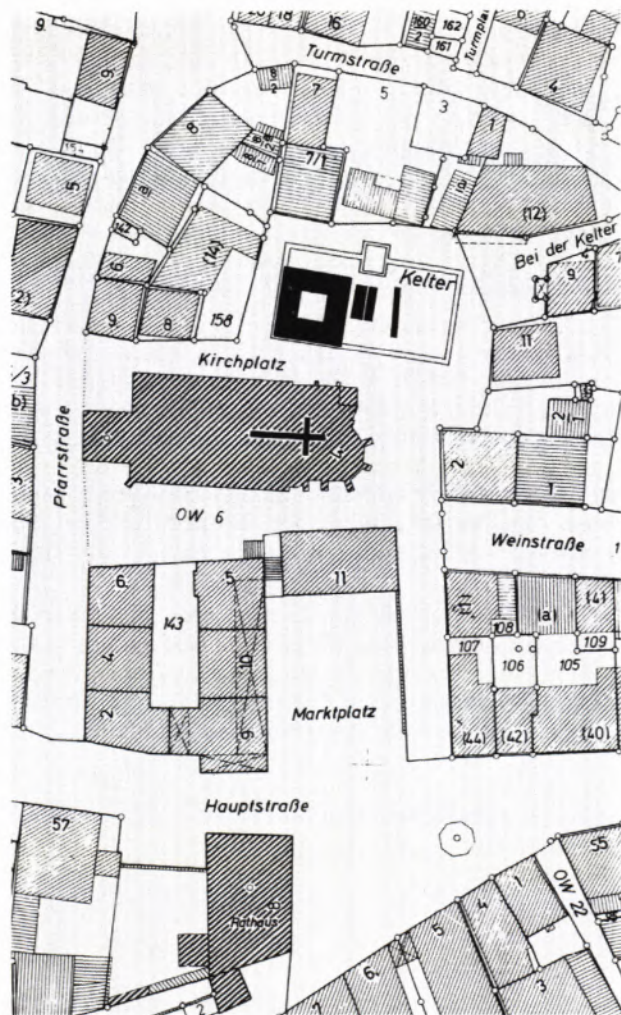
Die archäologischen Untersuchungen konnten auf einer Auswertung von Quellenmaterial aufbauen, die Günther Bentele, Bietigheim, erarbeitet hatte. Berichte und die Schadensakten über den Einsturz eines nörd-

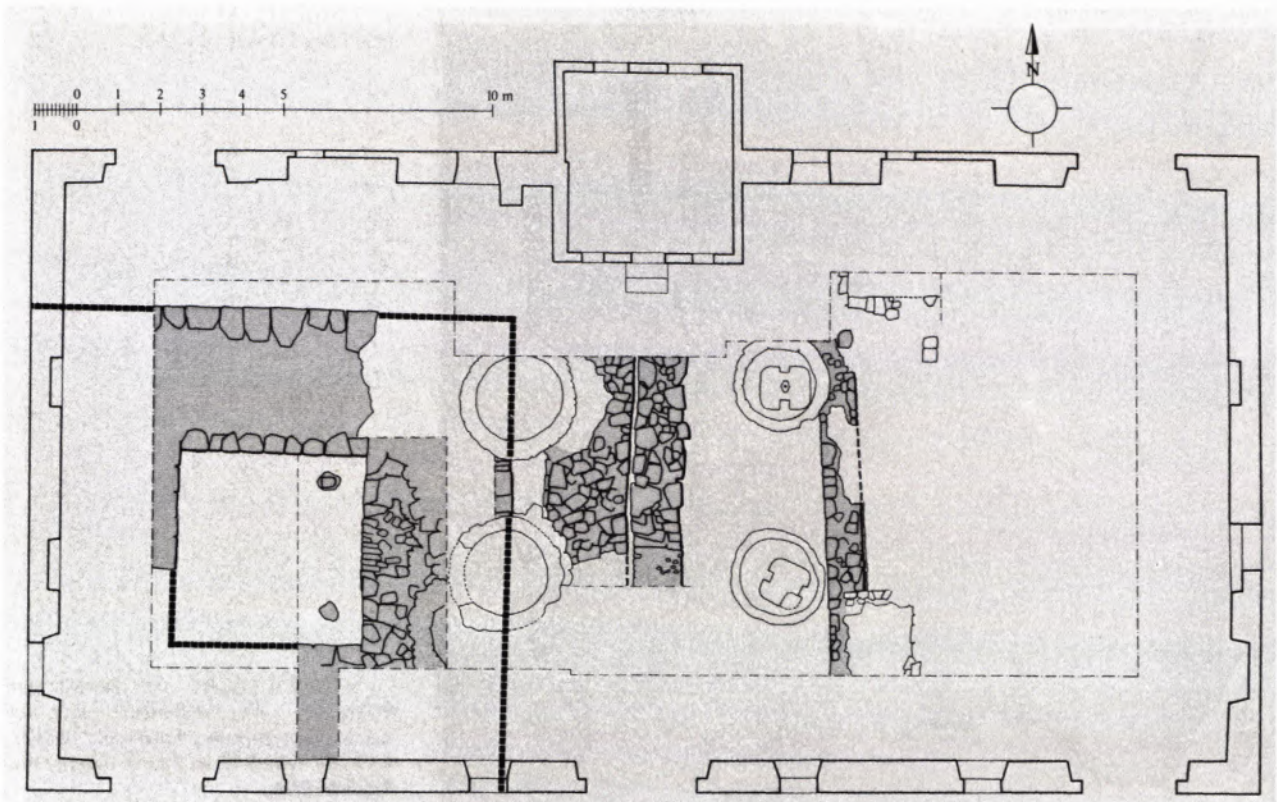
lich der Kirche stehenden Turms im Jahre 1542 informieren darüber, daß dieses Bauwerk im Kern auf ein Gebäude der hochmittelalterlichen Burg Bietigheim zurückgeht. In verschiedenen Quellen wird berichtet, daß der quadratische, mittelalterliche Teil des Turms aus Buckelquadern bestand, eine Seitenlänge von rund 17 m besaß und bis zum dritten Geschoß, bis zu einer Höhe von rund 11,20 m, erhalten war. Nach Einsturz und Abbruch des Turms entstand an gleicher Stelle eine Kelter, ein größerer Vorgängerbau der heutigen Kelter.

So ausführlich und ungewöhnlich informativ die schriftliche Überlieferung ist, so wenig steht sie mit den archäologischen Resultaten der Grabung in Einklang. Wenig unter dem Niveau der heutigen Kelter wurde der Rest eines im Grundriß quadratischen Gebäudes angetroffen, das eine Seitenlänge von 11,20 m und eine Mauerstärke von rund 3,40 m besaß (Abb. 2). Vom aufgehenden Mauerwerk des Gebäudes waren nur wenige Steinlagen erhalten (Abb. 3). Das Fundamentmauerwerk war dadurch charakterisiert, daß es z. T. aus vertikal gesetzten, unvermörtelten Steinen bestand, eine Bauweise, zu der man sich wohl wegen der lehmigen und feuchten Untergrundverhältnisse entschlossen hatte (Abb. 4). Die Fundamenttiefe der Mauern konnte aufgrund der geringen für die Untersuchung zur Verfügung stehenden Zeit nicht ermittelt werden, es ist jedoch anzunehmen, daß die Fundamente bis auf den anstehenden Fels reichen, der bei Baugrunduntersuchungen in einer Tiefe von ca. 3,50 m unter heutigem Niveau ermittelt wurde. Von der Größe und Fundamentausbildung her kann es sich bei dem archäologisch ermittelten Gebäude nur um einen Wehrturm gehandelt haben.

Östlich des Turms wurden die Fundamente von zwei unmittelbar nebeneinanderliegenden, parallel verlaufenden, Nord-Süd gerichteten Mauern angetroffen (Abb. 2). Die erfaßten 1,90 m bzw. 1,20 m breiten Fundamentzonen bestanden aus unvermörteltem Mauerwerk. Im südlichen Teil der Kelter war das Mauerwerk bis auf die Sohle des Fundamentgrabens ausgebrochen. Welche der beiden Mauern eher bestand und welche nachträglich als Verstärkung hinzugefügt wurde, ließ sich wegen des Erhaltungszustands nicht zweifelsfrei klären, wenn auch das Verhältnis der Steinlagen zueinander darauf hindeuten scheint, daß der östliche der beiden Mauerzüge der ältere ist. Die Bedeutung der Mauern läßt sich gegenwärtig nicht klar erkennen, sie mögen aufgrund der stattlichen Gesamtbreite eine Umfassungsmauer gewesen sein, jedoch sind die bisher bekannten Befunde noch zu allgemein, um eine solche Interpretation belegen zu können. Zur Klärung dieser

1 BIETIGHEIM-BISSINGEN, Kelter. Lageplan mit schematisierter Befunddarstellung. Die Burgkapelle stand schriftlichen Quellen zufolge im Chorbereich der heutigen Kirche. M. 1 : 1250.





2 GESAMTPLAN der Grabungsbefunde. Die runden Steinsetzungen, die die archäologische Substanz überlagern bzw. in sie eingreifen, sind Konstruktionsreste der nicht mehr vorhandenen Kelterbäume.



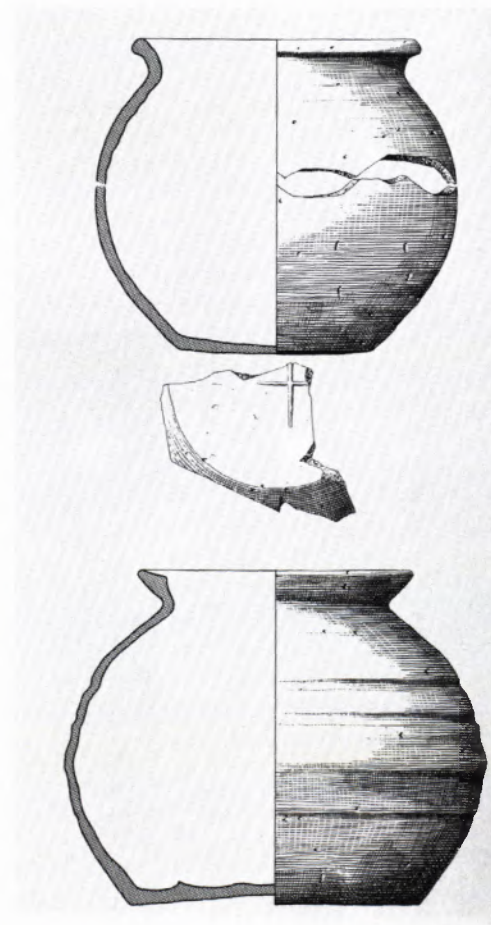
3 RESTE des Turms der Burg Bietigheim von Nordosten. Die Reste der Turmmauern im Westen und Süden wurden als Fundamente der Kelter wieder verwendet.



4 ANSICHT der Nord-, Ost- und Süd-
wand des Turmes von Süden.

5 NORDOSTECKE im Innern des
Wehrturmes. Im Fundamentbereich,
der aus unvermörteltem Mauerwerk
besteht, wechseln Schichten im Läuferverband
mit Rollschichten.

6 KERAMIK des 11./12. Jh. a) Nach-
gedrehter, dunkeltoniger Topf mit Boden-
zeichen (oben). b) Gelbgrauer Drehschei-
bentopf (unten). M. ca. 1 : 3.



Frage wird man ergänzende Befunde außerhalb der heutigen Kelter abwarten müssen.

Östlich der beiden Mauern wurde eine weitere Nord-Süd verlaufende Mauer festgestellt, die nicht ganz die gleiche Ausrichtung besitzt wie die zuvor beschriebenen und aus kleineren, grob zugerichteten Quadern errichtet worden war. Diese Mauer, die eine Breite von 0,85 m besaß, konnte nicht vollständig untersucht werden, so daß sich ihre Bedeutung im Gesamtzusammenhang bisher der Interpretation völlig entzieht. Auffällig war jedoch, daß die stratigraphischen Verhältnisse östlich dieser Mauer nicht mit denen im westlichen Teil der Kelter übereinstimmten. Hier fand sich Brandschutt, der offenbar von einem oder mehreren Fachwerkhäusern stammen muß, was darauf hindeutet, daß das Gelände östlich der Mauer ursprünglich tiefer gelegen hat als das westlich von ihr.

Die archäologisch ermittelten Befunde weichen hinsichtlich des Turms so sehr von den Angaben in der schriftlichen Überlieferung ab, daß man ausschließen möchte, hier handele es sich um dasselbe Bauwerk. Drei Quellen überliefern für den mittelalterlichen Teil des 1542 eingestürzten Glockenturms eine Seitenlänge von 60 Schuh (ca. 17 m) und zwei Quellen einen Umfang von 240 Schuh (ca. 68 m). Auch die schriftlich überlieferten Mauerstärken von 4,50 m im unteren Bereich und von 2,20 m in Höhe des dritten Geschosses lassen sich mit den archäologischen Befunden nicht in Einklang bringen. Während die Quellen weiterhin berichten, der mittelalterliche Teil des Glockenturms sei aus Buckelquadern errichtet gewesen, wie sie die Türme in Besigheim zeigen, wurden – soweit sich am erhaltenen Bestand ablesen läßt – beim Bau des archäologisch ermittelten Turms geflächte Quader verwendet.

Wenn es sich nun bei dem schriftlich überlieferten Gebäude einerseits und dem archäologisch ermittelten Turm andererseits um zwei Gebäude handelt, stellt sich die Frage nach der Relation beider Bauwerke zueinander und nach ihrer Bedeutung im Zusammenhang mit der Burg Bietigheim. Die historisch überlieferten Abmessungen erscheinen für einen Wehrturm zu groß; G. Bentele, der das Quellenmaterial ausgewertet hat, kam daher zu dem Schluß, es müßte sich bei dem 1542 eingestürzten mittelalterlichen Gebäuderest um einen Wohnturm gehandelt haben, wenn auch die zugehörigen Quellen diese mittelalterliche Funktion nicht überliefern. Die Existenz eines Wohnturms und eines kleinen Wehrturms zur gleichen Zeit erscheint jedoch wenig glaubwürdig, so daß sich die Frage nach der jeweiligen Datierung aufdrängt.

Will man die Beschreibung des 1542 abgegangenen Gebäudes als aus Buckelquadern errichtet und mit dem Mauerwerk der Besigheimer Türme vergleichbar akzeptieren, so deutet dies auf eine Entstehung im frühen 13. Jahrhundert hin. Die Auswertung der Fundmaterialien aus den Kulturschichten im Inneren des archäologisch untersuchten Wehrturms führt zu einem anderen zeitlichen Ansatz. Die Fragmente von Keramik, die aus den Schichten geborgen wurden, lassen sich dem 12. Jahrhundert zuweisen, wobei das 11. Jahrhundert nicht ausgeschlossen werden kann; jüngere Fundstücke fehlen gänzlich. Diese Einheitlichkeit des Fundmaterials be-

schränkt sich jedoch nicht allein auf die Schichten, die der Errichtungszeit des Turms zugewiesen werden müssen. Der Bauhorizont zum Turm wird durch eine Brandschicht und eine aus Abbruchmaterialien bestehende Planierschicht abgedeckt, die ebenfalls nur Fundstücke aus dem 11./12. Jahrhundert enthält und sich gegenüber den Fundmaterialien des Bauhorizonts nicht absetzt. Abgedeckt werden all diese Fundschichten von einer Planierung, die der Neuzeit zuzuweisen ist.

Die stratigraphischen Befunde belegen eine mit Brand verbundene Beschädigung des Turms im 12. Jahrhundert, sie erlauben jedoch keine Feststellung darüber, ob der Turm danach wiederhergestellt oder ob er beseitigt wurde. Die Kulturschichten, die seit dem 12. Jahrhundert im Grabungsbereich entstanden sein müssen und die Auskunft über die historischen Gegebenheiten des späten Mittelalters hätten geben können, wurden bei mit der Nachfolgebebauung in Zusammenhang stehenden Planiermaßnahmen entfernt. In Anbetracht dieser Situation ergibt sich als mögliche Deutung der Befunde die Interpretation, daß der 1542 eingestürzte und dann abgetragene Gebäuderest der Burg Bietigheim als Ersatzbau für den archäologisch erfaßten Turm errichtet wurde. Dies würde seine beträchtliche Mauerstärke erklären, die G. Bentele veranlaßt hat, in ihm einen Wohnturm zu sehen. Stellt diese Bauabfolge eine Möglichkeit dar, die mit den archäologischen Befunden und der schriftlichen Überlieferung gleichermaßen im Einklang steht, so muß man doch feststellen, daß sie in unserem Raum keine Parallele besitzt und entwicklungs-geschichtlich gleichsam einen Anachronismus darstellt.

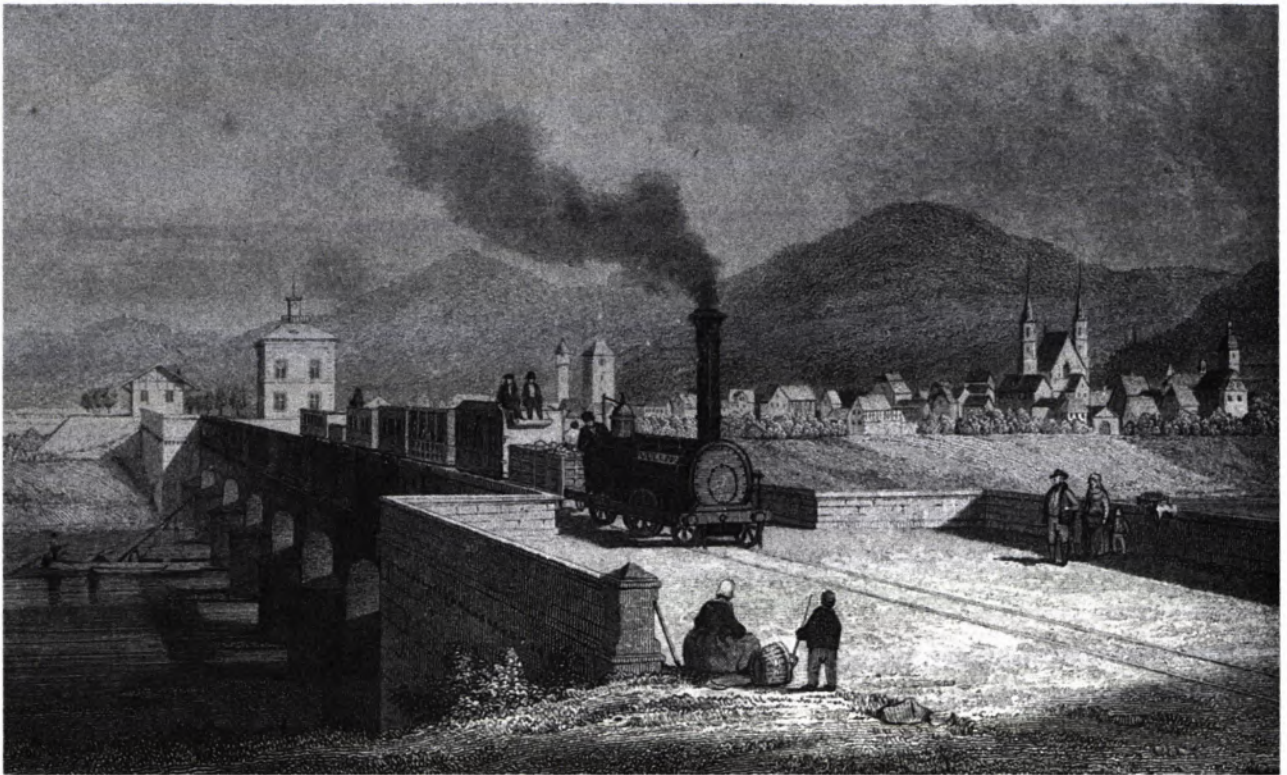
Die Ergebnisse der Grabung in der Bietigheimer Kelter führen somit zu weiteren ungelösten Fragen, deren Beantwortung allein mit archäologischen Methoden möglich erscheint. Offen sind neben den zuvor angeschnittenen Problemen unter anderem die Frage nach der Größe der Kernburg und der wirtschaftlichen Zwecken dienenden Vorburg, darüber hinaus die Fragen nach dem Verhältnis zwischen der Burg und dem Dorf Bietigheim. In dieser stadtgeschichtlichen Forschungssituation hat das Landesdenkmalamt gemeinsam mit der Stadt Bietigheim-Bissingen ein archäologisches Programm entwickelt, dessen Verwirklichung im Rahmen von Baumaßnahmen, die im Bereich von Kelter und Pfarrkirche geplant sind, angestrebt werden soll.

Literatur:

G. Bentele: Vom Dorf zur Stadt, Blätter zur Stadtgeschichte, Heft 1, Bietigheim-Bissingen o. J., S. 11 ff.

G. Bentele: Die Bietigheimer Burg – ein Rekonstruktionsversuch, Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte (im Druck).

Dr. Hartmut Schäfer
LDA · Archäologie des Mittelalters
Mörikestr. 20
7000 Stuttgart 1
unter Mitarbeit von
Hans Masula, Bietigheim-Bissingen
Uwe Groß, Institut für Vor- und Frühgeschichte,
Heidelberg



1 EISENBAHNBRÜCKE bei Ladenburg, Stahlstich (1849) nach Zeichnung von J. M. Kolb.

Renate Kienle: Die Neckarbrücke bei Ladenburg

Das Großherzogtum Baden hatte sich früh zum Bau einer Staatsbahn entschlossen. Bereits 1840 konnte die erste Teilstrecke – von Mannheim nach Heidelberg – in Betrieb genommen werden.

In den folgenden Jahren gab es verschiedene Entscheidungen in der Eisenbahnpolitik des Badischen Staates, die heute als verfehlt zu bezeichnen sind, und die zum Hemmschuh der Entwicklung wurden. Neben technischen Fehlentscheidungen – z. B. die zugunsten der Breitspur – waren es Fragen der Streckenführung und der Anknüpfung an die Bahnlinien angrenzender Staaten.

Für den Bau der Main-Neckar-Bahn entstanden aus eben dieser Problematik heraus und aufgrund von Zwi-

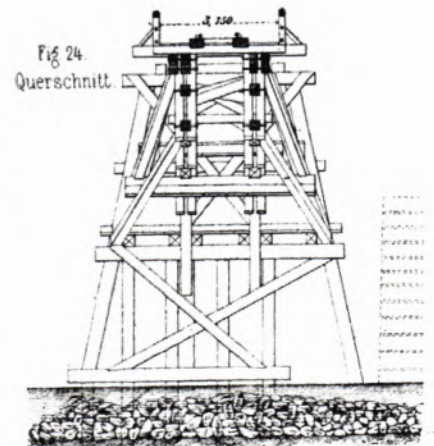
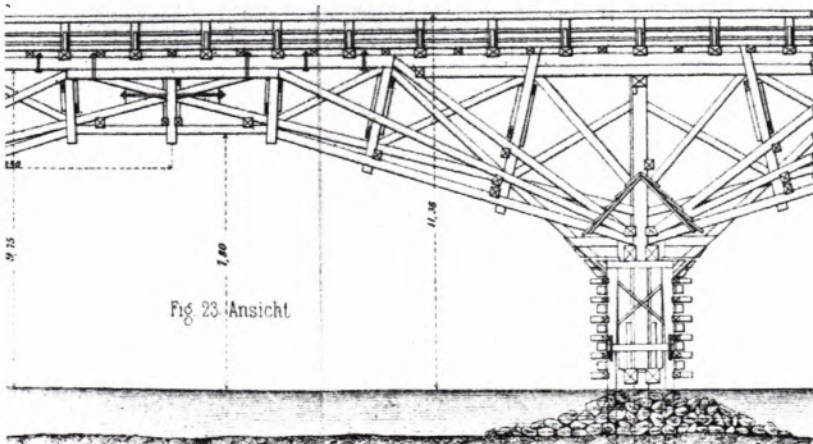
stigkeiten zwischen den Städten Mannheim und Heidelberg – in deren Folge beide Anspruch auf Anschluß an die „neue“ Bahnlinie erhoben – konkrete Schwierigkeiten und Zeitverzögerungen.

Ansätze zur Konkretisierung einer Main-Neckar-Bahn

Bereits 1838 war ein erster Staatsvertrag geschlossen worden zwischen den Regierungen von Hessen, Baden und der Stadt Frankfurt. Eigens zum Bau der Bahn wurde eine Aktiengesellschaft eingerichtet, die sich aber 1841 aus finanziellen Gründen wieder auflöste.

Kompromisse für alle Probleme waren Ende des Jahres 1842 gefunden, so daß es im Februar 1843 zum Abschluß eines neuen Staatsvertrages kam, „welcher den

2 DIE PROVISORISCHE HOLZBRÜCKE bei Ladenburg.



directen Bau nach Mannheim endgültig aufgab und statt dessen unter Verzicht auch auf directe Führung nach Heidelberg die Main-Neckar-Bahn von Weinheim ab in südlicher Richtung über Ladenburg nach Friedrichsfeld (einem Ort so ziemlich in der Mitte von Mannheim und Heidelberg gelegen) und von da nach Heidelberg führt, während zugleich von demselben Punkte aus eine Seitenbahn nach Mannheim bestimmt wird. Dabei wurde beschlossen, auf Staatskosten zu bauen“ (Scheyrer, Geschichte der Main-Neckar-Bahn).

Der Bau der Bahn war den drei beteiligten Staaten, nachdem eine gemeinschaftliche technische Kommission Grundsätze für die Ausführung erarbeitet hatte, jeweils auf dem eigenen Gebiet selbst überlassen. „Für den Badischen Antheil war ein besonderes Bauamt in Heidelberg errichtet; dasselbe war der Großherzoglich Badischen Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues in Karlsruhe unterstellt und von Oberingenieur Lorenz geleitet“ (Scheyrer).

Von den im Zuge der Ausführung der Main-Neckar-Bahn errichteten Bauten heben sich besonders die beiden Steinbrücken, über den Main bei Frankfurt und

über den Neckar bei Ladenburg, hervor, von denen nur letztere erhalten ist. Auf sie soll im folgenden näher eingegangen werden.

Interimslösung am Neckar mit einer hölzernen Brücke

Die Einweihung der Main-Neckar-Bahn sah der oben genannte Staatsvertrag von 1843 für das Frühjahr 1846 vor. Der Bau der steinernen Brücke war in so kurzer Zeit nicht zu bewältigen. Als Interimslösung wurde bei Ladenburg eine hölzerne Brücke in einer Sprengwerkskonstruktion (Abb. 2) errichtet. Wie die geplante steinerne Brücke, entstand die Holzkonstruktion zu sieben Bögen mit je ca. 30 m Spannweite. „Der Zweck derselben war zwar anfänglich keineswegs der, die Eisenbahnzüge mit der gewöhnlichen Personengeschwindigkeit samt Lokomotiven über die Brücke gehen zu lassen, sondern man wollte, um eine leichtere und weniger kostspielige Konstruktion anwenden zu können, jedesmal bei dem Ankommen eines Zuges die Maschine samt Tender von dem letzteren trennen und die Wagen durch Mannschaft über die Brücke schieben lassen, wo alsdann eine andere Lokomotive zur Weiterbeförde-

3 DIE EISENBAHNBRÜCKE von Dyckerhoff, Querschnitt.

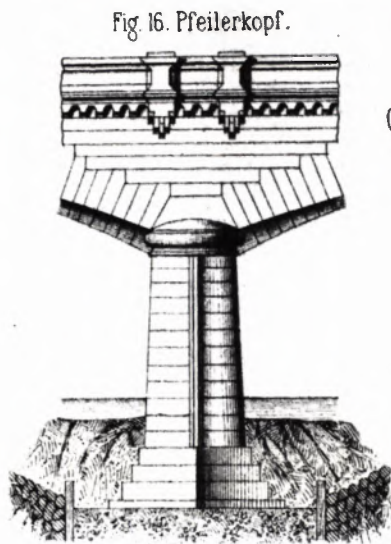
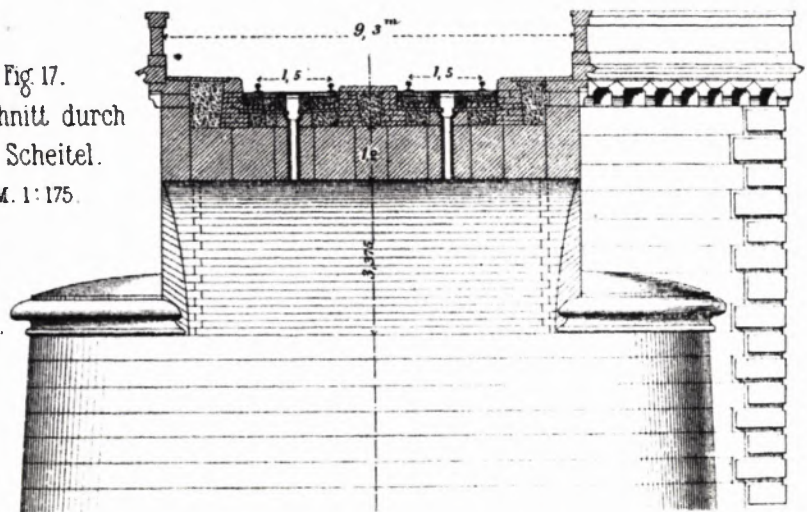


Fig. 17.
Querschnitt durch
den Scheitel.
M. 1:175.



4 LÄNGSSCHNITT durch die Eisenbahnbrücke über den Neckar.

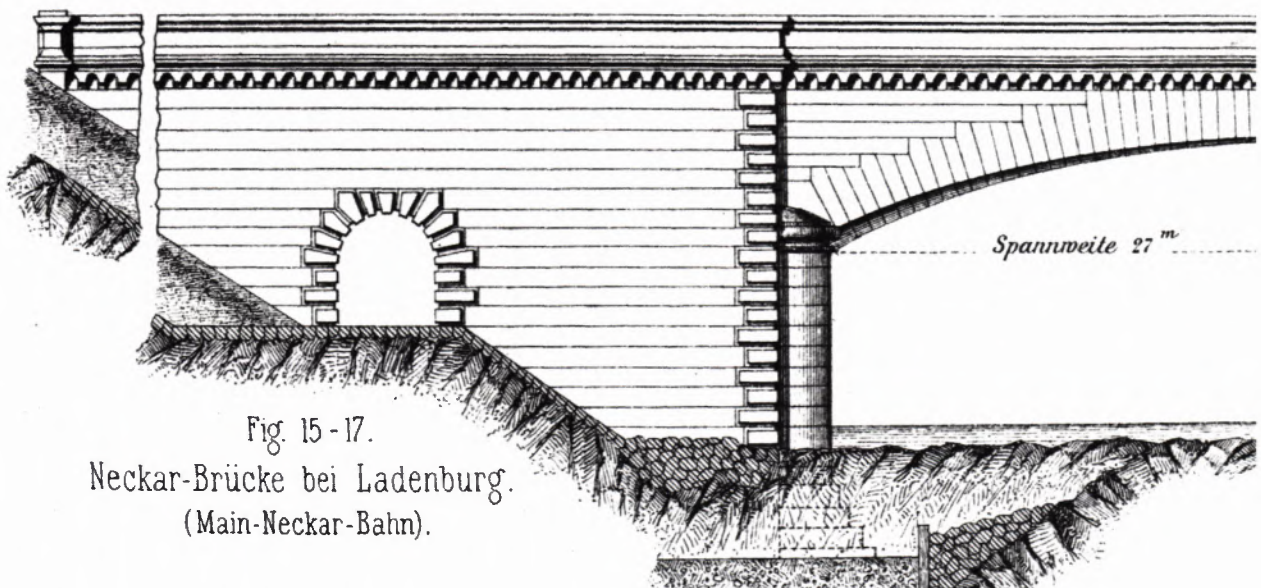
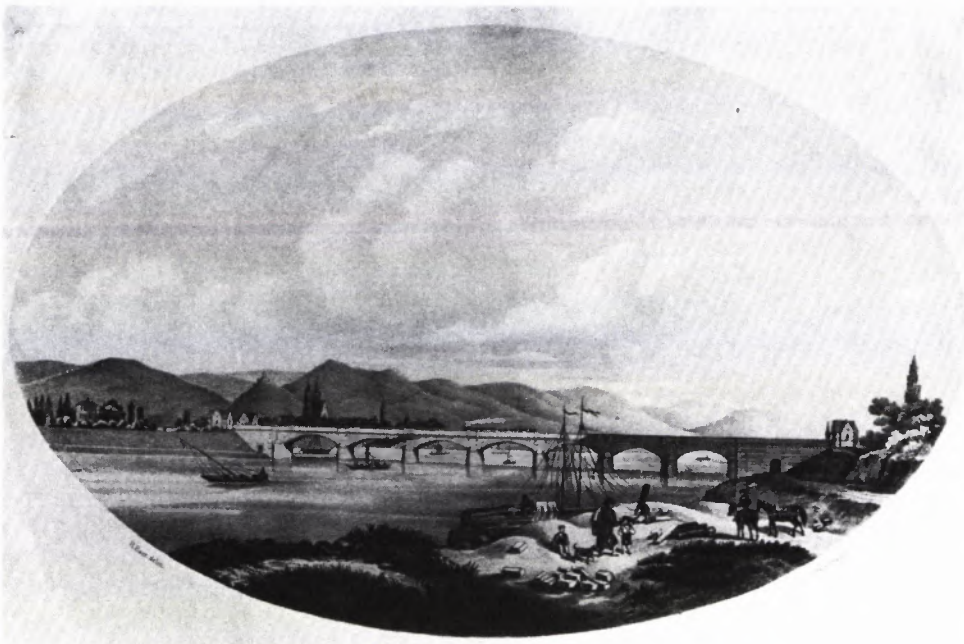


Fig. 15-17.
Neckar-Brücke bei Ladenburg.
(Main-Neckar-Bahn).



rung des Zuges bereit sein sollte. Unter dieser Voraussetzung wurde denn auch die Nothbrücke erbaut, und erst später, nachdem schon einige Zeit der Betrieb auf obige Art im Gange war und man einsah, daß der jeweilige Aufenthalt an dieser Brücke zu viel Zeit in Anspruch nahm, wurde dieselbe so verstärkt, daß man die Züge samt der Lokomotive, jedoch mit geringerer Geschwindigkeit über sie gehen lassen konnte“ (Becker, Die Nothbrücke bei Ladenburg auf der Main-Neckar-Eisenbahn).

Gleichzeitig entstand wenige Meter entfernt unter Leitung des Großherzoglich Badischen Ingenieurs Dyckerhoff die eigentliche Brücke der Main-Neckar-Bahn bei Ladenburg, von der M. Becker 1850 schrieb: „Im allgemeinen kann diese steinerne Brücke sowohl hinsichtlich ihrer Verhältnisse, als ihrer Ausführung als ein Meisterwerk der Baukunst betrachtet werden“ (Becker, Steinerne Brücke über den Neckar bei Ladenburg . . .).

Mit dem Eisenbahnbau waren neue Aufgaben für Ingenieure und Baumeister entstanden. Hochbauten vom Stationsgebäude bis zum Bahnwärterhaus waren als Bautyp neu zu entwickeln, ebenso wie Viadukte, Überführungen von Wasserläufen und Wegübergänge für die Eisenbahn. Die Entstehung der Massenproduktion von Eisen – eine der Grundvoraussetzungen für den Bahnbau – brachte von den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts an einen stärker werdenden Einsatz des Eisens im Brückenbau und eine Verdrängung der bis dahin gebräuchlichen Materialien Holz und Stein mit sich. Die Neckarbrücke in Ladenburg entstand im Vorlauf dieser Zeit des Umbruchs. Noch war es die Massivbauweise, die gewählt wurde, und die der Baumeister wohl als am geeignetsten befand zur Lösung der gestellten technischen und gestalterischen Anforderungen (der repräsentativen Gesamterscheinung wurde vor allem zu Beginn des Eisenbahnzeitalters große Bedeutung zugemessen).

Ausführung der steinernen Neckarbrücke

Aus genauen Messungen von Hochwasser und Eisgang des Neckars und aus der Prüfung der Beschaffenheit

des Baugrundes am vorgesehenen Standort, konnten Vorgaben ermittelt werden für die Dimensionierung und Konstruktion der Brücke, die demnach 7 Öffnungen zu je 27 m, eine Bogen- oder Pfeilerhöhe von $\frac{1}{8}$ der Spannweite der Bogen und eine Breite von 9,6 m (von Stirn zu Stirn) erhielt. „Was die Fundamentierung der Brücke anbelangt, so konnte hier größtenteils Beton verwendet werden. Nur die rechtsseitige Landfeste und der erste rechtsseitige Pfeiler mußten auf Pfahlröste gegründet werden“ (Becker, Die Nothbrücke . . .).

Nach Herstellung der Fundamente begann man mit dem Versetzen der roten Sandsteinquader für die Pfeiler. Hierzu benutzte man bewegliche, an eigens dazu aufgeschlagenen Laufgerüsten herabgelassene Senkkästen, aus denen eindringendes Wasser ständig abgepumpt wurde. „Nachdem alle Pfeiler und Widerlager hergestellt waren, wurde das Versetzgerüst für die Ausführung der Gewölbe errichtet, dieses Gerüst . . . erstreckte sich über die ganze Länge des Baues“ (Becker, Steinerne Brücke . . .). „Auf jeder Seite der Brücke und in der Höhe der Gewölbeanfänge legte man eine doppelspurige Dienstbahn an, um die Quadersteine für die Gewölbe und die Übermauerung von dem Materialplatze auf möglichst leichte Weise an ihren Bestimmungsort zu transportieren. Es wurde mit dem Versetzen der Gewölbesteine an allen sieben Öffnungen zu gleicher Zeit begonnen und mit der Arbeit so lange fortgeföhren, bis die fünfzehnte Schicht jedes Gewölbeschenkels sämtlicher Bogen saß. Diese Schicht wurde nämlich zur Vorsicht an ihrer äußeren Lagerfläche rauh gelassen, damit man sie genau nach der Zeichnung auf dem Reißboden abarbeiten und etwa vorgekommene Unrichtigkeiten in bezug auf den Fugenwinkel ausgleichen konnte. Nach dieser Abarbeitung der benannten Schichten wurde mit dem Wölben weiter fortgeföhren bis zum Schluß der Gewölbe“ (Becker, Die Nothbrücke . . .).

Die Bauarbeiten hatten im Spätherbst 1844 begonnen. Trotz mehrfachen Hochwassers im Jahr 1845, das die inzwischen gefertigten Arbeiten immer wieder zerstörte und die Erfüllung des Zeitplans in Frage stellte, konnte

6 BAHNWÄRTER-
HAUS auf der Ladenbur-
ger Seite der Brücke.



die steinerne Brücke über den Neckar bei Ladenburg am 24. August 1848 – termingerecht – eröffnet werden.

Die ursprüngliche Dyckerhoff'sche Planung für die Neckarbrücke mit beidseitiger Kopfbebauung – so das vorliegende Material – gelangte nicht zur Ausführung. Nur auf Ladenburger Seite entstand eine Art Brückenportal mittels der – im gleichen Stein wie die Brücke selbst – errichteten Bahnwärterhäuser. Die Fassaden der T-förmigen, spiegelbildlich angeordneten Baukörper sind durch Lisenen gegliedert, über welchen ein umlaufendes Konsolgesims die versetzten Dächer betont und die Gestaltung wesentlich mitbestimmt. Die rundbogigen Fenstergewände sind zum Bahnsteig zu im Erdgeschoß torartig geweitet und ergeben offene hallenartige Räume. Die insgesamt im Hinblick auf ihre Funktion aufwendig gestalteten Bauten lehnen sich mit der gewählten Formensprache an die Architektur Eisenlohrs an. Sie zeugen in Planung und Ausführung ebenso wie die Brücke selbst von hoher künstlerischer und handwerklicher Qualität.

Nach der Inbetriebnahme

Nur knapp ein Jahr nach Eröffnung der Brücke gelangte sie im Sommer 1849 wieder in das Interesse einer breiten Öffentlichkeit, denn „am Neckar begann der Bürgerkrieg. Die Reichstruppen eröffneten den Kampf in mehreren blutigen Gefechten unweit Mannheim, bei Ladenburg und an der Bergstraße. Die Revolutionsarmee blieb nicht ohne Erfolg. ‚Am Neckar in Ladenburg flieht der Feind‘, konnte Mieroslawsky (*der den Oberbefehl über die Revolutionsarmee hatte, die Verf.*) am 16. Juni aus dem Hauptquartier in Heidelberg melden“ (Lautenschlager, Volksstaat und Einherrschaft...). Doch nach anfänglichen Erfolgen mußten sich die Aufständischen zurückziehen. Von den Kämpfen um die Neckarbrücke in Ladenburg zeugen noch heute am Bahnhofsgelände eingemauerte Kanonenkugeln.

Mit der fortschreitenden Entwicklung auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens ergab sich die Notwendigkeit von Veränderungen. Die zunehmende Belastung, z. B.

durch steigendes Lok-Gewicht, forderte statische Konsequenzen. 1931/32 wurde die Brücke verstärkt durch Aufbringen von Stahlbetonplatten, die über Ankereisen mit dem Gewölbe verbunden wurden. „Gegen Ende des II. Weltkrieges wurde (die) Brücke gesprengt, wobei ein Pfeiler mit anschließenden Bögen und ein weiteres Gewölbe zerstört wurde. . . . Erst 1946 wurde die Brücke zunächst behelfsmäßig“, 1947 dann endgültig wieder hergestellt. „Bei dem Neubau wurde auf Veranlassung und unter Kostenbeteiligung der Stadt Ladenburg ein Fußgängersteg mit an die Brücke gebaut“ (Püschel, Eisenbahnbrücken u. Viadukte der DB).

Die Neckarbrücke in Ladenburg ist ein lebendiges Dokument der Geschichte. Sie ist baulicher Zeuge des eben beginnenden Eisenbahnzeitalters mit seinen neuen Bauaufgaben, sie ist ebenso Zeuge der allgemeinen Industrialisierung, der technischen und wirtschaftlichen Änderungen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und sie ist, als einer der Brennpunkte der Badischen Revolution, aber auch als lokale Erinnerung der Bevölkerung an das Ende des 2. Weltkrieges, Zeuge von Ereignissen, die für die politische Entwicklung unseres Landes Bedeutung erlangten.

Literatur:

- F. Scheyrer: Geschichte der Main-Neckar-Bahn. Darmstadt 1896.
- M. Becker: Die Nothbrücke bei Ladenburg auf der Main-Neckar-Eisenbahn. In: Allgemeine Bauzeitung 12, 1847.
- M. Becker: Steinernen Brücke über den Neckar bei Ladenburg auf der Main-Neckar-Eisenbahn. In: Allgemeine Bauzeitung 15, 1850.
- F. Lautenschlager: Volksstaat und Einherrschaft, Dokumente aus der badischen Revolution 1848/49. Konstanz 1920.
- B. Püschel: Eisenbahnbrücken und Viadukte der DB. o. O. 1977.

*Dipl.-Ing. Renate Kienle
Projensdorfer Straße 6
2300 Kiel*



1 ULM, Dreifaltigkeitskirche nach dem Umbau, April 1984.

Hubert Krins: Instandsetzung und Umbau der Dreifaltigkeitskirche in Ulm im Rahmen des Schwerpunktprogramms der Landesregierung

Vierzig Jahre nach ihrer Zerstörung im Luftangriff vom 17. Dezember 1944 wird, am 17. Juni 1984, der Wiederaufbau der letzten Kriegsruine im Regierungsbezirk Tübingen abgeschlossen sein: derjenige der Dreifaltigkeitskirche in Ulm. Jahrzehntlang war das Schicksal dieses zweitgrößten Kirchenbauwerks in der Ulmer Altstadt ungewiß. Denn so nah beim Ulmer Münster bestand kein Bedarf an einer weiteren Gemeindekirche, zumal die Einwohnerzahl in der Altstadt infolge der Kriegszerstörung und des Funktionswandels nach dem Wiederaufbau stark zurückgegangen war. Nur zögernd wagte man sich überhaupt an erste Sicherungsmaßnahmen

heran, galt doch die Anstrengung der evangelischen Kirchengemeinde vor allem der Beseitigung der Bombenschäden am Ulmer Münster. Vielleicht geriet darüber die Tatsache, daß es sich bei der Dreifaltigkeitskirche um den ältesten großen Sakralbau in Ulm handelte, ein wenig in Vergessenheit. Stammte doch ihr 1321 geweihter Chor aus der Zeit, da die Kirche noch als Klosterkirche der Dominikaner diente, die sich 1281 in Ulm niedergelassen hatten. Zwar wurde die Kirche nach der Reformation 1555 geschlossen, doch entschloß sich die Stadt 1616 zu einer umfangreichen Erneuerung vor allem für den Gebrauch durch das nahe

2 DREIFALTIGKEITSKIRCHE vor dem 1. Weltkrieg im Straßenbild der Altstadt.



3 LAGE der Kirche 1984: Die nördliche Bebauung wurde im Kriege zerstört, die Gasse zur „Verkehrsschneise“.



gelegene Spital, da dies der Stadt sinnvoller erschien als eine Instandsetzung der Spitalkirche. Bis 1621 wurde so das Kirchenschiff umfassend erneuert und ein Turm mit Zwiebelhaube hinzugefügt.

Nachdem 1949 auch der noch erhaltene Rest des Chorgewölbes eingestürzt war, standen nur noch die Umfassungsmauern des Bauwerks. Erst 1956 konnte die lange geplante Überdachung der Ruine verwirklicht werden. Auch die Chorfenster erhielten damals wieder ihr Maßwerk nach dem ursprünglichen Vorbild. Ebenso wurde der Chorbogen wiederhergestellt. Weitere zwanzig Jahre mußten vergehen, bis mit dem Plan, in der Kirche ein evangelisches Gemeindezentrum einzurichten, eine realisierbare und zukunftsträchtige Nutzung gefunden wurde. Ohne die Aufnahme dieses Projektes in das Schwerpunktprogramm für die Denkmalpflege und ohne das erhebliche finanzielle Engagement der Stadt Ulm wäre aber eine Finanzierung kaum zustande gekommen.

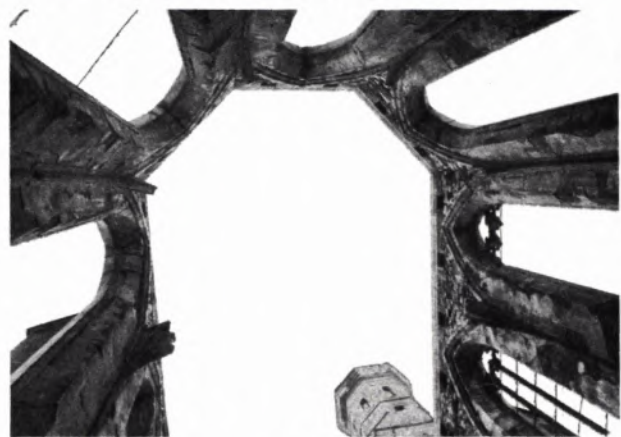
Leichten Herzens hat die Denkmalpflege diesem von dem Ulmer Architekten Fritz Schäfer entwickelten Plan nicht zugestimmt, setzte er doch den Verzicht auf die Wiederherstellung eines einheitlichen Innenraums und die Aufgabe des Sakralcharakters voraus. Die Tatsache, daß im Krieg nicht nur wesentliche Teile der Innenarchitektur wie das Chorgewölbe und die Stuckdecke im Kirchenschiff, sondern auch die gesamte Ausstattung vernichtet worden waren, bewog schließlich das Denkmalamt, der Aufteilung des Innenraums für das vielfältige Raumprogramm eines Gemeindezentrums zuzustimmen. Um so mehr mußte aber darauf geachtet werden, wenigstens das Äußere so konsequent wie möglich zu bewahren. Dies ist mit wenigen Abstrichen – wie der Tieferlegung der Fensterbrüstungen im Schiff zur Belichtung der unteren Räume sowie den Eingriffen für den Eingang und die Befensterung des Erschließungstraktes – gelungen. Die Fenster im Schiff erhielten wieder ihre im Krieg zerstörte Maßwerkgliederung und die Außenwände ihre durch Befunde gesicherte Farbfassung. Die Turmzwiebel war schon 1977 wieder auf den ausgebrannten Turmstumpf gesetzt worden. Der im Ulmer Stadtbild so wichtige Großbau konnte damit erhalten werden, und wenn auch die Umgebung nicht mehr die Dichte an historischer Bebauung besitzt wie vor dem Krieg, so ist doch nach den beispielhaften Sanierungen des ehemaligen Salemer Klosterhofes und der Baugruppe von Nikolauskapelle/Steinhausen/„Gindele“ sowie mit dem Georgsbrunnen und dem leider reichlich purifiziert wieder aufgebauten ehemaligen Ochsenhäuser Klosterhof doch ein von markanten historischen Gebäuden geprägtes Umfeld auch heute noch vorhanden.

Die Außenansicht des Chors konnte sogar gegenüber dem Vorkriegszustand entscheidend dadurch verbessert werden, daß die Füße der Strebebögen wieder freigelegt wurden und somit das schöne hochgotische Bauwerk nicht mehr auf einem betonierten „Klumpfuß“ ruht.

Im Innern wurde das wenige belassen, was die Kriegszerstörung überdauert hatte. Im Chor waren dies die Gewölbedienste mit ihren Konsolen und Basen – letztere sind erst jetzt wieder aus dem Erdboden befreit worden –, im Schiff war es der Triglyphenfries unterhalb der Decke, der nach den vorhandenen Resten wieder ergänzt und befundgetreu farbig gefaßt wurde. Auch auf den in das Kirchenschiff vorspringenden Kanzel-



4 DIE AUSGEBRANNTEN RUINE, um 1950.



5 CHOR nach dem Einsturz des Gewölbes

6 CHOR nach seiner Wiederherstellung, April 1984.



pfeiler mochte die Denkmalpflege nicht verzichten, war er doch im übertragenen Sinn das Herzstück des protestantischen Predigtsaales, zu dem das Schiff der einstigen Dominikaner-Klosterkirche 1616/21 umgebaut worden war.

Beide Räume, Schiff und Chor, wurden aus Gründen der Nutzung in zwei Ebenen unterteilt. Daher vermitteln die jeweiligen oberen Säle nur noch eine reduzierte Vorstellung von der historischen Raumgestalt. Zwischen beide, westlich vom Chorbogen, wurde das erforderliche Treppenhaus mit seinen notwendigen zentralen Versorgungseinrichtungen gelegt. So kann der besondere, aus dem Zusammenklang von hochgotischem Chor und Renaissance-Schiff resultierende Reiz des Innenraums heute nicht mehr wahrgenommen werden.

7 DAS KIRCHENSCHIFF vor der Zerstörung.



8 DER OBERE SAAL im ehem. Schiff, vor seiner Fertigstellung.



Auf die Wiederherstellung der ursprünglichen oberen Raumabschlüsse wurde bewußt verzichtet, obwohl dies manch Ulmer gern gesehen hätte. Für die Stuckdecke im Schiff fehlten verlässliche Grundlagen, um eine Rekonstruktion wagen zu können, und schließlich mußte auch dem Umstand Rechnung getragen werden, daß die Proportionen des Raumes sich entscheidend verändern würden. Für das Chorgewölbe fehlte das Geld, aber auch hier war dies nicht das ausschlaggebende Argument, sondern vielmehr die gemeinsame Überzeugung, daß die Zeichen der Zerstörung nicht spurlos ausgelöscht werden dürften. So wurden bewußt auch die Kriegsbeschädigungen an den Gewölbediensten nicht behoben. Doch hat man die statisch labilen Chorwände so weit gesichert, daß eine spätere Zeit, die an-

9 DER CHOR vor seiner Zerstörung.



10 DER OBERE SAAL im ehem. Chor, vor seiner Fertigstellung.





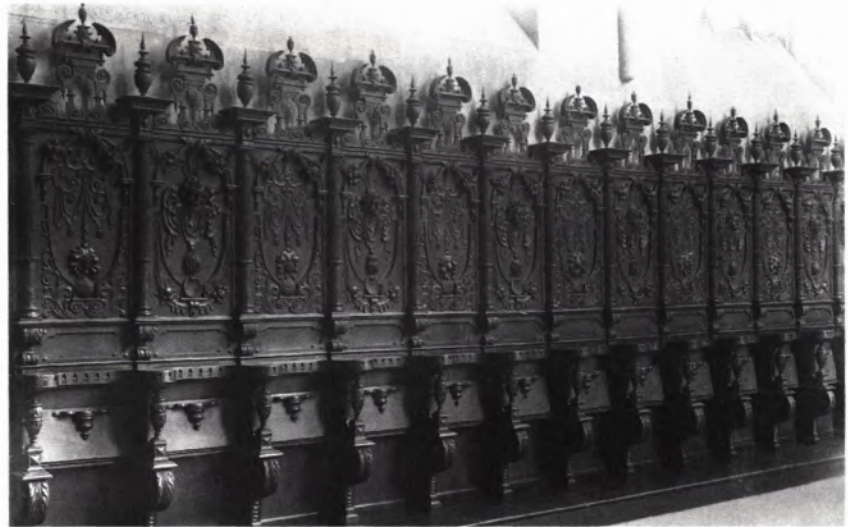
11 KORB der Kanzel; im Krieg zerstört.



12 GESTÜHL UND EMPORE im Kirchenschiff (zerstört).



13 BEKRÖNUNG am Kanzelaufgang (zerstört).



14 GESTÜHL im Chor, 1623, signiert H. W. (Hans Wörtz); im Krieg zerstört.

ders urteilen mag, das Gewölbe jederzeit wieder einbauen kann.

Die qualitätvolle einheitliche Ausstattung der Kirche aus der Zeit um 1620 – Altar, Kanzel, Emporen, Chor- und Schiffsgestühl – ging im Krieg total verloren. Wenigstens im Bilde sollte ihrer gedacht werden, wenn das Bauwerk nun einer neuen Bestimmung übergeben wird. Erhalten blieben die drei wichtigsten Grabsteine, nämlich der des Klostergründers Dominikus Krafft von 1298, fragmentarisch derjenige des Klosterpriors und angesehenen Professors der Theologie Ludwig Fuchs (gestorben 1497) und der des 1513 gestorbenen Mediziners Johannes Stocker und seiner Frau Barbara, ferner die vom Wohnhaus Stockers, Donaustraße 8, stammende Wappentafel über dem Choreingang und das Wandbild der thronenden Muttergottes aus der Mitte des 14. Jahrhunderts in der ehemaligen Sakristei südlich des Chors, die von den Kriegszerstörungen verschont blieb. Der für die Denkmalpflege nicht akzeptable Vorschlag, dieses Bild abzunehmen und in den Chor zu versetzen, führte zu einer ausgesprochen glücklichen Idee, nämlich statt dessen eines der wenigen, wenn nicht das einzige künstlerische Zeugnis der 1874/75 abgebrochenen Franziskanerkirche im Chor anzubringen. Es handelt sich um ein damals abgenommenes spätgotisches

Wandgemälde mit der Darstellung der Taufe Jesu. Dieses Bild hatte seitdem in der Valentinskapelle ein Schattendasein geführt und war durch die dort herrschende Feuchtigkeit gefährdet. So fand das letzte künstlerische Zeugnis des einen Bettelklosters der Stadt seine Heimat im Chor der zweiten Bettelordenskirche, und die Darstellung schlägt mit der Aussendung des Heiligen Geistes auf Christus eine Brücke zum Heiligengeistspital, als dessen Kirche die Dreifaltigkeitskirche seit dem 17. Jahrhundert gedient hat und von dem nichts den Zweiten Weltkrieg überdauert hat.

Literatur:

- Julius Endriß: Die Dreifaltigkeitskirche in Ulm.
In: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte N. F. 20, 1911, S. 328–412.
- Isnard W. Frank OP: Franziskaner und Dominikaner im vor-reformatorischen Ulm.
In: Kirchen und Klöster in Ulm, Ulm 1979, S. 103–162.
- Reinhard Wortmann: Die Kirchenbauten in Ulm von den Anfängen bis zur Gegenwart.
Ebenda, S. 506–562.

*Dr. Hubert Krins
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen*

Wolfgang Seidenspinner: Die feste Stadt

Anmerkungen zu Funktion und Bedeutung der mittelalterlichen Stadtbefestigung und ihrer denkmalpflegerischen Bewertung.

Mit einem aktuellen Beispiel: Durlach

A. Allgemeiner Teil

Vorbemerkung

Die folgenden Ausführungen gehen zurück auf die Erfassung der heute noch erhaltenen Reste der Durlacher Stadtmauer. Bei dieser Arbeit stellte sich immer mehr die Frage, welche Bedeutung die mittelalterliche Stadtbefestigung über ihre rein wehrtechnische Funktion hinaus für die Stadt und ihre Bewohner gehabt hat. In Zusammenhang damit zu sehen ist auch die beobachtete Unsicherheit hinsichtlich der Denkmaleigenschaft erhaltener Stadtmauerreste, d. h. die Frage, ob den uns überkommenen Resten in jedem Fall die gleiche Bedeutung zukommt oder ob sie sich bezüglich ihrer Denkmaleigenschaft vielleicht auch unterscheiden können.

Und welche wären dann die Kategorien, die die spezielle Denkmaleigenschaft begründen? Kunstwert, Monumentalität, Alter, Patriotismus, Dokumentationswert, Lehrwert (was dokumentieren oder lehren sie?), Stellung und Bedeutung der betreffenden Stadt in der Geschichte und der Erhaltungsgrad gehören zu den Kriterien, die unsere Wertvorstellungen und -urteile prägen. Diese Kriterien werden sicherlich der Stadtmauer einer bestimmten Stadt gerecht, aber greifen sie das Phänomen Stadtmauer, die tiefere Bedeutung städtischer Befestigungsanlagen für den Einzelnen? Ist es nicht eher so, daß nicht einzelne Kriterien oder das Objekt an sich wichtig sind, sondern die in dem Objekt enthaltene Aussagefähigkeit und davon abhängig der Identifikationswert?

Die Stadtmauer ist für den mittelalterlichen Stadtbewohner nicht nur ein zum Verteidigungszweck übereinandergeschichteter Haufen von Steinen, sie ist für sein Leben von weitaus größerer Tragweite, ist Sinnbild einer privilegierten Lebensweise und erfüllt so schließlich auch eine mentale Funktion. Stadtmauern und ihren Resten kommt unzweifelhaft historische Bedeutung zu. Sie sind als Zeichen des historisch Gewordenen eines Lebensraumes anzusehen, der als „Heimat“ bezeichnet werden kann.

Deutlich ist auch über die Historizität hinaus der klare Gegenwartsbezug mittelalterlicher Stadtbefestigungen. Es zeigt sich, daß die Stadtmauer, selbst wenn sie nicht mehr vorhanden ist, für den heutigen Stadtbewohner und seinen Lebensraum von Bedeutung ist: klar konturierend zeichnet sie sich durch eine städtebauliche Prägnanz aus und leistet einen großen Beitrag zur Gestaltung des Stadtbildes, strukturiert den Stadtgrundriß und gliedert damit den Lebensraum Stadt, scheidet urbanes Zentrum von städtischen Wohn- und Industriegebieten, wobei der Begriff „urban“ ein sehr weites Spektrum umfassen kann.

I.

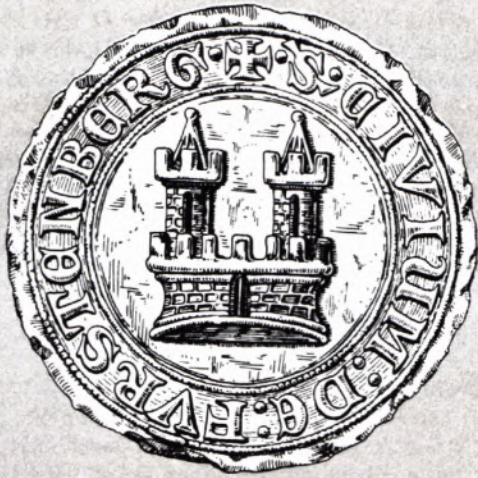
Der oft zitierte Artikel 72 der Glosse zum sächsischen Landrecht aus dem späten Mittelalter

„Einen burger und einen gebuer
scheid nicht me wen ein czuhen und ein muer“

zeigt deutlich, daß die Stadtmauer für den Menschen des späten Mittelalters die wichtigste Unterscheidung zwischen Stadt und Land darstellte, die Stadt war von einer Mauer, das Dorf mit einem Zaun umgeben. Der Umkehrschluß allerdings, daß jede Stadt mit einer Stadtmauer befestigt gewesen sei, trifft nicht zu. Zahlreiche Städte des 14. und 15. Jahrhunderts waren nur von Holz-Erde-Befestigungen umgeben, waren aber dennoch anerkannte Städte, auch wenn die Stadtgeschichtsforschung die Ummauerung zu den eine mittelalterliche Stadt ausmachenden Elementen zählt. Andererseits gab es zahlreiche Dörfer, vor allem in Südwestdeutschland, die mit Mauern, Türmen und Toren befestigt waren, obwohl sie nie Stadtrecht besaßen noch jemals städtische Funktionen erfüllt haben. Trotz dieser Einschränkungen ist die Stadtmauer schlechthin als das Symbol der mittelalterlichen Stadt anzusehen, und dies nicht nur aus heutiger Sicht, wenn wir z. B. an Rothenburg o. T. oder Dinkelsbühl denken, sondern auch im Bewußtsein der Zeit.

Die hohe Bedeutung, die der Stadtmauer, den Toren und Türmen für die Stadt zugemessen wurde, manifestiert sich z. B. im Siegelbild mancher Stadt (Abb. 1). Das Siegel, ein sowohl qualitativ als auch quantitativ höchst bedeutsames Erzeugnis der Kleinplastik, war in mittelalterlicher Zeit die wichtigste und nahezu einzige Form, eine schriftliche Rechtshandlung zu beglaubigen, erst in der Neuzeit kann die Unterschrift eine gleichberechtigte Stellung erlangen. Die ältesten Städtesiegel stammen aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Nach den Porträttypen sind Architekturformen das beliebteste Siegelbildmuster des Mittelalters, sie finden sich vorwiegend bei den Städtesiegeln, die Tore, Türme oder Mauern bzw. deren Kombinationen zeigen.

Ergänzt durch andere darstellende Quellengruppen machen diese Städtesiegel deutlich, daß in mittelalterlicher Zeit das von einer Mauer umgebene, eng zusammengerückte oder gar auf einen Turm reduzierte Gebilde zentral für die Vorstellung von der Stadt steht. Diese Symbolformen für die Stadt orientieren sich dabei an der Realität, subjektiv wie objektiv. Die symbolhafte Vertretung der gesamten Stadt durch die Befestigungsanlage bzw. deren Einzelemente zeigt sich weiterhin darin, daß die Abkürzungen nicht nur auf den Siegeln für die Stadt stehen, sondern von diesen noch auf die



1 SIEGEL der Städte Freiburg und Fürstenberg (ganz oben). Das älteste Siegel von Freiburg, das nur in einem Fragment erhalten ist, stammt aus der Zeit vor 1218. Zwischen zwei zinnenbekrönten Türmen zeigt es ein geschlossenes Tor mit Giebeldach. – Das Siegel der Bürger von Fürstenberg (Umschrift: *civium de furstenberg*) befindet sich an einer Urkunde von 1307. Zwei Türme mit Zinnen und Dach sind von einer Zinnenmauer mit Tor umgeben. Die Stadt wirkt auf dieser Darstellung wie ein Gefäß, dessen Körper die Stadtmauer bildet.

Wappen übergehen können (z. B. Hamburg), d. h. ältere bereits bestehende Wappenfiguren verdrängen.

Die Reduktion der Stadt zu einer baulichen Einheit unter Nichtberücksichtigung ihrer Einzelelemente bzw. unter nahezu ausschließlicher Hervorhebung bestimmter Elemente zeigt sich neben der Sphragistik und Heraldik über Jahrhunderte hinweg auch in der Malerei (Abb. 2 u. 3). Die Abstraktion kann dabei so weit gehen, daß die schematisierte Stadt nur noch als Gefäß mit beliebigem Inhalt erscheint. Die Individualität ei-

ner Stadt, ihre Unverwechselbarkeit ist von untergeordneter Bedeutung. Die Kennzeichnung als Stadt erfolgt wesentlich durch die dominante Stellung, die in der Darstellung der zinnenbekrönten – Zinnen in Form der Krone als Zeichen für Stadtbesitz und Macht – Mauer eingeräumt wird.

Guido da Sienas „Einzug Christi in Jerusalem“ sei als Beispiel angeführt. Schutz und Sicherheit verheißt *Securitas*, die im Rathaus von Siena in Lorenzettis großem Fresko über dem Stadttor schwebt, Sicherheit vor den außerhalb der Mauern lauern den Gefahren. Ein allegorisches Bild Giottos in der Paduaner Scrovegni-Kapelle zeigt den Tyrannen, der sich vor den Toren der Stadt breitmacht. Die Mauer bietet Schutz vor ihm, vor Gewalt, Willkür und Chaos, die draußen lauern. Sie schirmt einen Lebensbereich ab, der Ordnung und Recht verheißt und sich so durch eine besondere Qualität auszeichnet. Die Ausführungen und Beispiele dürften deutlich gemacht haben, welche Bedeutung der Stadtmauer im Leben des mittelalterlichen Stadtbewohners zukam, welchen Stellenwert sie in seinem Bewußtsein einnahm, so daß er die zum Teil immensen Kosten für Bau und Unterhalt auf sich nahm.

In der Zeit, als sich die Städte in unserem Raum allmählich entwickeln bzw. solche gegründet werden, ist das literarische Interesse am Sujet Stadt denkbar gering. Die realen Städte sind bis ins späte Mittelalter kein Thema. Die Stadt erscheint lediglich als Gefäß für Jenseitiges, indem Idealbilder der Stadt behandelt werden, verdichtet im beherrschenden Modell des Himmlischen Jerusalem aus der Offenbarung des Johannes. Hinzuweisen ist hier auf das Gedicht vom „Himmlischen Jerusalem“ aus dem 12. Jahrhundert und auf die fremdbezogene Stadtbeschreibung Hildegards von Bingen, in der die ummauerte Stadt Gottes ausgemalt wird, ihre Bauteile mit der Heilsgeschichte in Beziehung gebracht werden, das Stadtbild als Rahmen dient.

Die ewige Stadt, das Idealbild des Himmlischen Jerusalem, bestimmt auch das Bild von der Stadt, das mittelalterliche Chroniken und Beschreibungen zeichnen. Die Stadt wird als schutzpatronaler, nicht als kommunaler Verband dargestellt. Das Leben in der Stadt mit seinen vielfältigen Facetten wird nicht gesehen, erst die vom Humanismus beeinflussten Stadtbeschreibungen und Städtelobe lassen Einblicke in den Lebensprozeß zu. Aber auch in dieser Quellen- bzw. Literaturgattung kommt der Stadtmauer eine bedeutende Rolle zu: Neben den Kirchen, deren Zahl, Schutzpatron und Lage angeführt werden, wird die Stadtbefestigung als wichtigstes Merkmal hervorgehoben (vgl. auch Abb. 4). So zählen auch in der Literatur die städtischen Befestigungsanlagen zu den wesentlichsten Charakteristika, die eine Stadt überhaupt erst ausmachen. Nur langsam können sich andere Aspekte städtischen Daseins in den Vordergrund schieben.

II.

Die „geschlossene Stadt“, wie sie sich im Mittelalter darstellt, manifestiert sich grob gesagt in zwei Bereichen. Da ist zum einen die sozialrechtliche Seite: Die in der Stadt lebenden, ursprünglich ständisch getrennten Bevölkerungsgruppen werden – bis zu einem gewissen Grad – gleichgestellt, und es entwickelt sich ein eigener, einheitlicher Rechtskreis. Die Kommune, die Bürgerschaft entsteht. In topographischer Hinsicht zeigt sich

die Geschlossenheit von außen in der möglichst alle Siedlungskerne umfassenden Stadtmauer, immer aber in dem Zusammenwachsen der einzelnen (vor)städtischen Siedlungsschwerpunkte zu einer gebauten Einheit. Beide Faktoren beeinflussen wesentlich das Bild der Stadt, das sie von ihrer ländlichen Umgebung deutlich abhebt.

Die früheste Schicht mittelalterlicher Stadtbefestigungen bilden die weiterbenutzten Anlagen ehemals römischer Siedlungen. Seit dem ausgehenden 9. Jahrhundert sind dann zahlreiche neuerrichtete Befestigungsanlagen um Domimmunitäten, bald aber auch um Kaufmannsiedlungen nachweisbar. Von diesen frühen Anlagen sind allerdings kaum Reste erhalten. Man muß damit rechnen, daß sie häufig nur aus Holz-Erde-Konstruktionen bestanden, die erst später durch Steinmauern ersetzt wurden. Für die Frühzeit des Stadtbefestigungsbaus sind so weitere Aufschlüsse nur durch die Reste unter der Erde zu erwarten, denen in diesem Fall erhöhte wissenschaftliche Bedeutung zukommt. Diese Frage ist es durchaus wert, systematisch angegangen zu werden, um nicht auf disparate Zufallsfunde und Notgrabungen angewiesen zu sein, die eindeutige und umfassende Antworten dann doch nicht geben können.

Ein klares Bild vom Aussehen der Stadtbefestigungen können wir uns erst seit staufischer Zeit machen. Bis ins 13. Jahrhundert handelt es sich meist um massive Stadtmauern mit wuchtigen Toren, häufig runden Türmen und mit Wehrgängen auf stadtseitig vorgeblendeten Bogenarkaden. Eine Zinnenbekrönung kann nicht in jedem Fall angenommen werden. Die Stadtmauern des 14. Jahrhunderts wirken weniger monumental, die Türme werden schlanker mit z. T. nach außen vorkragenden Plattformen und Pechnasen.

Das Aufkommen von Handfeuerwaffen im ausgehenden 14. und von Geschützen im 15. Jahrhundert hatte einen Wandel der Prinzipien des Wehrbaus zur Folge. Niedrigeren, massiveren und großräumigeren Bauten waren breitere Gräben und Wälle vorgelagert, der Angreifer sollte in möglichst großer Distanz gehalten werden. Verschiedene Maßnahmen, wie die Errichtung von weiteren Türmen und Barbakanen, ermöglichten nun eine flankierende Verteidigung. Die weitere Entwicklung führt zum Bau von Bastionen – die ersten entstanden bereits kurz nach 1500 –, der Verteidigungsraum wird immer weiter dem Feind entgegengeschoben. Häufig findet sich schon mehrere Kilometer vor der Stadt ein vorgeschobener Befestigungsring, eine Landwehr, bestehend aus Hecken, Gräben und Türmen an den Straßenkreuzungen. Diese diente natürlich auch dem Schutz der unbefestigten Vorstädte, der Wirtschaftsbetriebe und sonstiger Einrichtungen (z. B. Gutleuthaus) außerhalb der Mauern.

Mauer, Wall und Graben sind als die wesentlichen Elemente der mittelalterlichen Stadtbefestigung anzusehen. In ihrem funktionalen Zusammenwirken bilden sie die volle Befestigungseinheit, das vollendete Verteidigungssystem. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß häufig auch die Bebauung hinter der Mauer in das fortifikatorische System einbezogen war. Steinhäuser adeliger Familien, aber auch Kirchen- und Klosterbauten wären hier zu nennen. Häufig finden sich derartige Baulichkeiten in den besonders gefährdeten Ecklagen.

Schwierigkeiten bereitet dem Bauhistoriker häufig die

Datierung von Befestigungsmauern. Schmuckformen, die Hinweise bieten könnten, kommen an den Mauern selbst kaum vor, auch die Mauertechnik kann zuweilen zu Fehlurteilen verleiten. So kann lediglich aus der Verwendung von „stauerzeitlichen“ Buckelquadern, z. B. an Tortürmen, nicht in diese Zeit datiert werden, denn diese Mauerwerksform hielt sich im städtischen Bereich noch über lange Zeit. Die Datierung erschweren auch die zahlreichen Ergänzungen und Ausbesserungen, die ja bis ins 18. Jahrhundert vorgenommen wurden.

III.

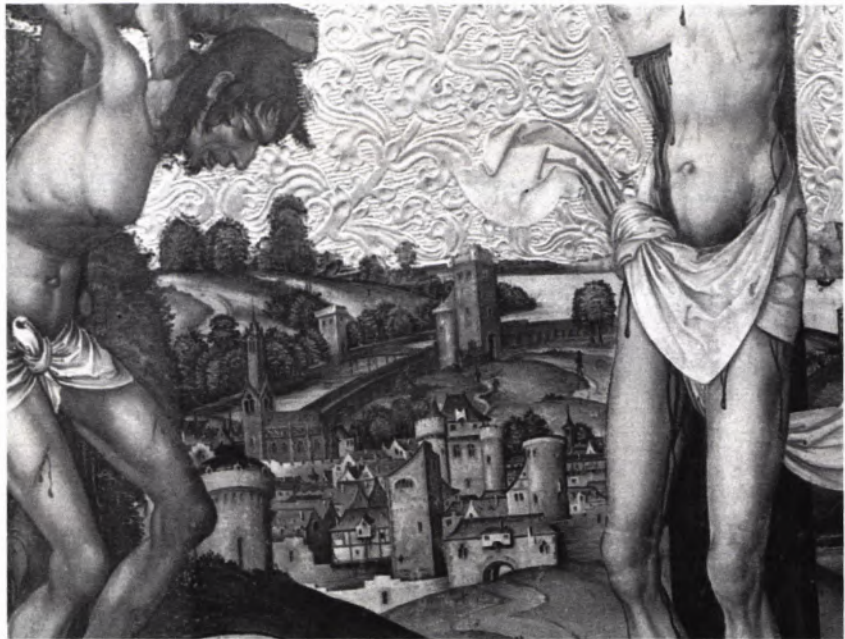
Das europäische Städtewesen hat im 11. und 12. Jahrhundert keinen völlig neuen Anfang genommen, wie es noch die Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts postuliert hatte. Es hatten sich schon zuvor verschiedene Vorformen und Vorstufen von Städten gebildet, die sich zu Städten im mittelalterlichen Sinn weiterentwickeln konnten, aber nicht mußten. Keineswegs alle zentralen Funktionen (in wirtschaftlicher, herrschaftlicher oder religiöser Hinsicht) erwiesen sich im Einzelfall als siedlungs- bzw. städtebildend. Faktoren wie weltlicher oder geistlicher Fürstensitz und verkehrsgünstig gelegener Marktort konnten allein, zusammen oder mit anderen Faktoren zur allmählichen Herausbildung einer Stadt führen.

Andererseits wurden aber auch Städte bewußt angelegt. Ähnlich dem Burgenbau wurden Städtegründungen als Mittel zur herrschaftlichen Durchdringung des Raumes eingesetzt. Sie hatten auch die Aufgabe, als Teil aktiver Territorialpolitik das Machtgebiet des weltlichen oder geistlichen Landesherrn militärisch zu sichern, herrschaftlich aber auch kulturell auszubauen. Derartige Städte wurden gerne an strategisch wichtigem Ort errichtet, an großen Durchgangsstraßen oder Talausgängen.

Die rechtliche Grundlage für die Errichtung von Befestigungsanlagen um die sich entwickelnden Städte ist in der Frühzeit im Burgbann des Siedlungsherrn zu sehen. Der Burgbann konnte auch die Möglichkeit eröffnen, nicht in der Stadt ansässige Bevölkerung, die zu dem Inhaber in einem Rechtsverhältnis stand, beim Mauerbau einzusetzen, wie dies z. B. bei Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis, der Fall war. In der Folge jedoch tritt mit der Ausbildung einer – zumindest teilweise – autonomen Bürgerschaft das genossenschaftliche Element stärker hervor, der Mauerbau wird Aufgabe der Kommune. Mauer und Gemeinde sind nun – es ist dies eine Entwicklung vor allem des 13. Jahrhunderts – und auch weiterhin aufeinander bezogen. Denn städtische Autonomie ist ohne Mauer eigentlich nicht möglich. Die Errichtung der Mauer durch die Bürgerschaft ist auch als ein die Stadt als Gemeinde konstituierender Akt zu werten; die Bürger bildeten eine Wehrgemeinde.

Bau und Unterhaltung der städtischen Befestigungsanlagen war eine der größten Gemeinschaftsaufgaben der städtischen Bürgerschaft. An ihren Kosten mußte jeder einzelne Bürger mittragen, wofür er aber in der Regel Verständnis aufbrachte. Denn die Stadtmauer bot nicht nur Schutz vor eventuell angreifenden Feinden, d. h. sie ist nicht als reine Verteidigungsanlage zu werten, sie schützte vielmehr auch die persönliche Freiheit des einzelnen. „Stadtluft macht frei“ ist das oft zitierte Schlagwort. Die Freiheit des Stadtbürgers gründete auf dem

2 MITTELTEIL des sog. Landenberger Altars, Meister vom Bodensee, um 1500. Im Hintergrund Darstellung einer auf einer Halbinsel oder möglicherweise Insel gelegenen Stadt (Jerusalem), deren Befestigungsanlagen sich den Geländegegebenheiten anpassen, weshalb sie auch einen größeren, nicht bebauten Raum umgeben. Die Darstellung macht den wehrhaften Charakter der Stadt deutlich (Staatliche Kunsthalle Karlsruhe).



3 GIEBELSEITE des Schreines der Heiligen Gervasius und Protasius aus dem Breisacher Münster, Silber, teilweise vergoldet, Peter Berlin, 1496. Dargestellt ist die Übertragung der Reliquien der beiden Heiligen aus dem Schiff in die Stadt Breisach. Die Ansicht läßt die hohe militärische Bedeutung der auf allen Seiten vom Rhein umflossenen Stadt erkennen. Ober- und Unterstadt sind mit starken Zinnenmauern umgeben, einen überdachten Wehrgang gab es offenbar nicht.



4 DARSTELLUNG der Stadt Reutlingen in einer Forstkarte des ausgehenden 16. Jh. Sie berücksichtigt die individuelle Stadtgestalt mit ihren Mauern, Tortürmen, Kirchen und Wohngebäuden (ähnlich Abb. 3).



Frieden, und auch zu dessen Schutz errichteten die Bürger ihre Mauern: die ummauerte Stadt als fest umgrenzter Friedensbereich. Die Privilegierung des Stadtbürgers war einer der wesentlichsten Aspekte, der das Leben des Bürgers von adeligen und bäuerlichen Lebensformen unterschied. Hierin liegt sicherlich die Qualität des mittelalterlichen Lebensraumes Stadt begründet.

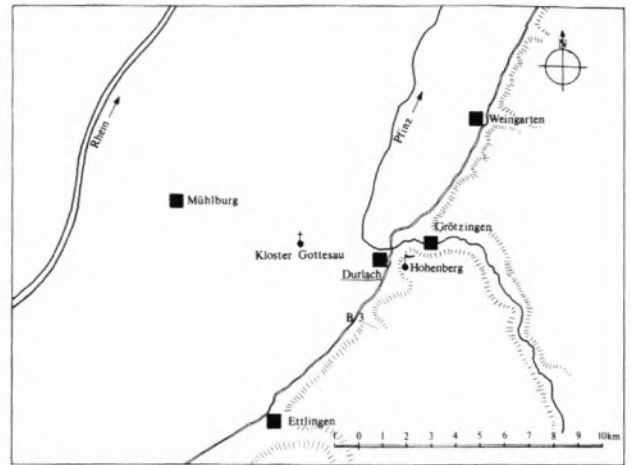
Zu dieser Qualität trug auch die Ausbildung eines eigenständigen Rechtsbereichs bei, der wiederum in der Regel von der Stadtmauer begrenzt war. Er hatte seinen Ausgangspunkt im Zugeständnis eines Fürsten und entwickelte sich weiter zum Stadtrecht, das für jeden Stadtbewohner verbindlich war, wobei es natürlich auch hier wieder Ausnahmen geben konnte. In der städtischen Gemeinschaft standen die Belange der Allgemeinheit im Vordergrund, Wünsche und Rechte des einzelnen mußten zurückstehen.

IV.

Die bisherigen Ausführungen dürften gezeigt haben, daß die Stadtmauer weit über den Verteidigungswert hinaus von elementarer Bedeutung für die mittelalterliche und auch noch frühneuzeitliche Stadt war. Neben den bereits in der Vorbemerkung angesprochenen Kriterien wie Kunstwert, Monumentalität, Alter oder Erhaltungsgrad, die sich allerdings eher auf die Stadtmauer(reste) einer bestimmten Stadt anwenden lassen, möchte ich hier noch einmal die grundsätzlicheren und damit wohl auch übergeordneten Kriterien zusammenstellen, die die Bedeutung von Stadtmauern an sich und damit ihren Denkmalwert ausmachen.

- a) Die städtischen Befestigungsanlagen verschmelzen die verschiedenen (vor)städtischen Siedlungsschwerpunkte zu einer **gebauten Einheit**, die sich deutlich von den ländlichen Siedlungen abhebt.
- b) Die Stadtmauer ist Sinnbild für die **Wehrhaftigkeit der Kommune** und ihre **Autonomie**, für deren Erhaltung die Bürger große Mittel aufbringen mußten (größte Gemeinschaftsaufgabe).
- c) Der städtische Mauerring oder Teile davon galten in mittelalterlicher Zeit als das **Symbol für die Stadt** schlechthin, was sich außer in schriftlichen Quellen sinnfällig auf Siegeln und Wappen, in Malerei und Literatur äußert.
- d) Die Stadtmauer umschloß und schützte einen besonderen **Friedensbereich**, und auf diesem Frieden gründete die persönliche **Freiheit** des einzelnen und nicht zuletzt auch der wirtschaftliche Aufschwung der Stadt (der Marktfriede mußte gewahrt sein).
- e) Die Stadtmauer umgrenzte einen eigenständigen **Rechtsbereich** nach innen und außen.
- f) Friede, Freiheit und Recht gehören wesentlich zu den Kategorien, die die **privilegierte Lebensweise** des Stadtbürgers ausmachten, in welchem Zusammenhang der Stadtmauer auch eine mentale Funktion zukommt.
- g) Stadtmauern sind Zeichen des **historisch Gewordenen eines Lebensraumes**.
- h) Die (abgegangene) Stadtmauer ist auch heute noch von **städtebaulicher Prägnanz**, indem sie den Lebensraum Stadt gliedert und strukturiert.

Diese aufgelisteten Kriterien treffen in der Regel auf die Befestigungsanlagen einer jeden Stadt zu, sind ihr letztlich immanent. Der vielschichtige Bedeutungsgehalt für den Bürger der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt wie auch ihre Auswirkungen auf heutige Städte weisen meiner Ansicht nach die Stadtmauer-



5 LAGE von Durlach am Austritt der Pfinz in die Rheinebene.

reste als Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung aus. Und dies hat für die praktische Arbeit der Denkmalpflege z. B. auch zur Folge, daß Veränderungen an Stadtbefestigungsanlagen, wenn sie schon unumgänglich sind, deutlich gemacht und dokumentiert werden müssen. Ihre Erhaltung aber als wichtiger Geschichtszeuge und elementarer Bestandteil städtischer Kultur muß Priorität genießen.

Dieser Einschätzung dürfte auch nicht entgegenstehen, daß die inhaltliche Qualität der Befestigung einer bestimmten Stadt durchaus geringer anzunehmen ist, als sie das oben grob skizzierte Bild zeigt. Aber dies ist lediglich eine Frage der individuellen Stadtgeschichte, z. B. welchen Grad von Autonomie eine Stadt in ihrer Entwicklung erreichen konnte, welche wirtschaftliche Stärke und damit auch politische Macht sie erlangte. Für den Bürger einer kleineren Stadt büßte dadurch die Mauer sicher nichts von ihrer Grundsätzlichkeit ein, sie bot ihm wohl denselben Identifikationswert wie dem Bürger einer freien Reichsstadt mit hoher Wirtschaftskraft.

B. Die Durlacher Stadtbefestigung

I.

Daß das in den obigen Kapiteln entworfene Bild städtischer Geschichte und Entwicklungen extrem verallgemeinert und die Individualität einer bestimmten Stadt selbstverständlich nicht bzw. nur in einzelnen Punkten treffen kann, zeigt ein Blick auf die alte Markgrafstadt Durlach, heute Stadtteil von Karlsruhe (Abb. 5). Vermutlich 1191/92, wenige Jahre vor ihrer ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 1196, wurde sie wahrscheinlich von staufischer Seite in strategisch wichtiger

6 DURLACH von Westen. Kupferstich von Matthäus Merian d. Ä. 1643.



Lage nahe der alten Bergstraße (heute B 3) an der Pfnztalausmündung gegründet. Durlach lag an dem Weg, der von der Bergstraße abzweigend in westlicher Richtung zum Kloster Gottesau führte. Am Ostrand des Hardrückens zog die sogenannte Kendstraße von Durlach über Hagsfeld nach Graben. Die militärische Bedeutung der Stadtanlage unterhalb der Burg Hohenberg macht es wahrscheinlich, daß Durlach bereits sehr früh mit Befestigungsanlagen versehen wurde, wofür ja auch die Bezeichnung als *oppidum* in der Quelle für 1196 sprechen könnte.

Man kann allerdings nicht davon ausgehen, daß bereits diese erste Befestigung in einer Stadtmauer bestand. Zahlreiche Vergleichsbeispiele sowie die Tatsache, daß eine starke Mauer nur unter größerem Arbeitskräfte- und Zeitaufwand errichtet werden konnte, sprechen dafür, daß zunächst eine wie auch immer geartete Holz-Erde-Befestigung angelegt, eine Mauer erst später errichtet wurde.

Schon bald nach seiner Gründung hat sich Durlach zu einer geordneten städtischen Gemeinde entwickelt. Einen ersten Anhalt dafür liefert die Bezeichnung als „*civitas Durla*“ im Jahre 1234. Deutlicher wird dies zehn Jahre später: 1244 kommen in Durlach Schultheiß, Schöffen, Gericht und Bürger („*cives*“) vor. Die Stadt war als Sondergerichtsbezirk aus den mittelalterlichen Verwaltungsbezirken ausgeschieden; vielleicht war dieser Akt bereits bei der Stadtgründung vollzogen worden. In letzter Konsequenz scheint die Ausscheidung allerdings erst im 15. Jahrhundert vollzogen, denn im Jahre 1414 bestätigte Kaiser Sigismund das Privileg der Befreiung von fremden Gerichten, das Markgraf Bernhard 1404 von König Rupprecht erteilt worden war.

Der Grad der Autonomie Durlachs ist aber, auch in den folgenden Jahrhunderten, nicht sehr hoch anzusehen. Der Schultheiß, auch *advocatus* genannt, war landesherrlicher (Durlach war 1219 im Tausch an die badischen Markgrafen gekommen) Beamter, wie z. B. eine Urkunde von 1312 deutlich macht. Auf Durlach traf zunächst auch nicht der bekannte Grundsatz „Stadtluft macht frei“ zu, denn die Durlacher Bürger blieben bis ins 16. Jahrhundert markgräfliche Leibeigene. Eine Quelle zeigt dann für 1536, daß Durlach schon längere Zeit keinen Todfall (Abgabe an den Leihherrn bei einem Todesfall) mehr gezahlt hat. Seit dem Jahr 1563 verhandelte die Stadt mit dem Markgrafen, der 1565 seine Residenz von Pforzheim hierher verlegte, wegen Abkauf der Leibeigenschaft. 1567 erfolgte die feierliche Erklärung des Markgrafen, daß zur Förderung der Stadt die „Servitut der Leibeigenschaft . . . aufgehoben“ sei. Die Befreiung galt auch für die Bewohner der Vorstadt.

Eine Urkunde aus dem Jahre 1273 führt Durlach unter den „*firmissa castra et opida*“ an. Dieser Beleg und die heute noch erhaltenen Reste zeugen von der Qualität der Durlacher Stadtbefestigung. Und sie werfen auch ein Licht auf die Dimension der Aufwendungen, die die Bürgerschaft für Mauerbau und Unterhaltung zu leisten hatte. Welchen Aufwand die Instandhaltung der Befestigungsanlagen beanspruchte, erhellt ein Vertrag aus dem Jahre 1508 zwischen Durlach und den umliegenden Dörfern Grötzingen, Berghausen, Söllingen, Blankenloch, Hagsfeld, Rintheim, Wolfartsweier und Wettersbach, deren Einwohner in Kriegszeiten wohl auch hinter Durlachs Mauern Schutz suchen konnten.

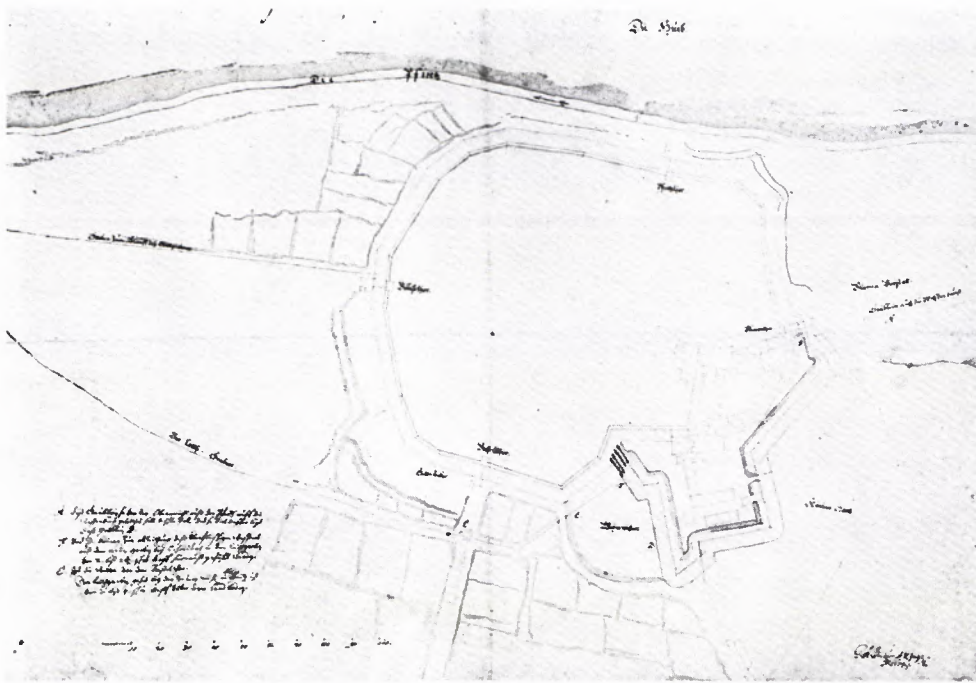
Den Durlachern war von Markgraf Christoph befohlen worden, die Stadtgräben und Ringmauern in drei bis vier Jahren auf eigene Kosten auszubessern. Zu diesem Zweck sollte es ihnen nun möglich sein, die Bewohner dieser Dörfer zu Frondiensten heranzuziehen, und zwar sollten diese auf die Dauer von höchstens vier Jahren ebenso viele Fronden leisten wie die Durlacher selbst, was auch geschah.

Wie oben bereits angesprochen, war auch die Verteidigung der Stadt Sache der Bürger. Nach einer Quelle aus dem Jahre 1491 mußte derjenige, der in die Durlacher Bürgerschaft aufgenommen werden wollte, frei von früherer Leibeigenschaft sein (diese Forderung wurde offenbar nicht durchgängig beachtet, denn in Durlach können auch Leibeigene fremder Herren, z. B. der Bischöfe von Speyer, nachgewiesen werden), er mußte das sogenannte Mannrecht nachweisen und sollte Gewehr und Harnisch und ziemliche Habe besitzen. Auch die Heiraterlaubnis war an Waffenbesitz gebunden, und die Waffen waren, im Gegensatz z. B. zum Handwerkszeug, nicht pfändbar.

Die allerdings erst von 1536 an erhaltenen Durlacher Stadtordnungen zeigen, daß die Zünfte die Wehrmannschaft bildeten und der Zunftmeister Führer des Stadtbanners war. Durlacher Schützen sind seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar. In den Jahren 1585 und 1604 hatte die Stadt außer dem Kontingent, das sie zur allgemeinen Landesverteidigung stellen mußte, eigenes städtisches Militär. Es bestand aus drei Fähnlein unter einem Hauptmann und einem Fähnrich.

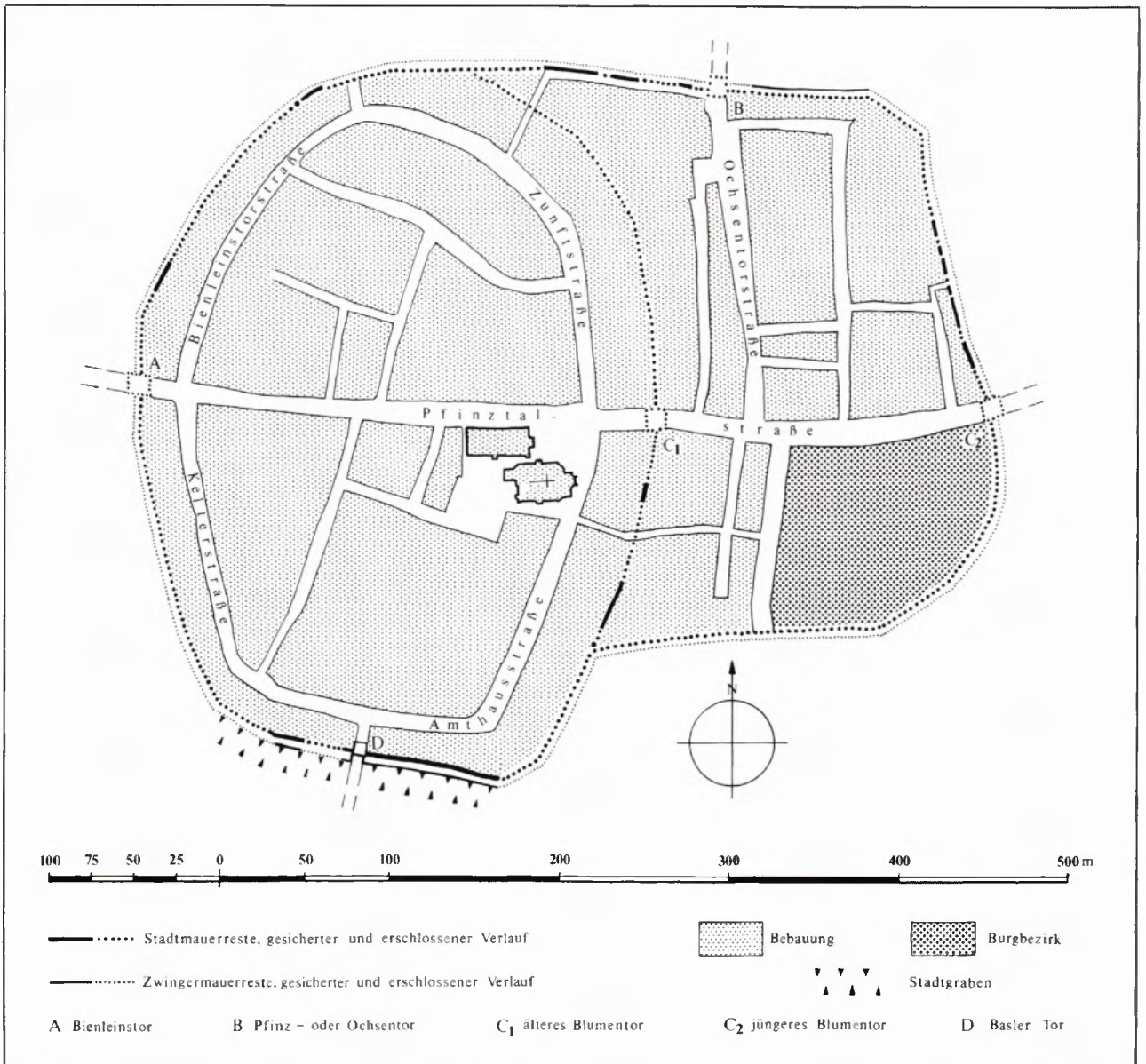
Die Verbesserungen der Kriegstechnik seit dem ausgehenden Mittelalter verringerten zunehmend den Verteidigungswert auch der Durlacher Stadtbefestigung. Deutlich zeigte sich dies im sogenannten Pfälzischen Krieg. Der mit der Verteidigung Durlachs beauftragte Generalmajor Ludwig Friedrich Schilling von Cannstatt meldete dem Markgrafen 1689 die Unmöglichkeit einer erfolgreichen Verteidigung der weitläufigen, niedrigen und schlechten Stadtmauern und Palisaden mit den geringen ihm zur Verfügung stehenden Kräften. Der Generalmajor sollte recht behalten. Zur Erhöhung der Verteidigungskraft ließ er zwar Gräben und Zwiner reinigen und die Stadtgräben unter Wasser setzen, die Mauern und Zäune der Gärten um die Stadt niederreißen sowie Bankette auf den Wällen errichten, damit die Geschütze auf Höhe der Schießscharten standen. Am Basler und am Pfnztor wurden Palisaden gesetzt und Gräben aufgeworfen und am Bienleinstor wurde eine Brustwehr mit Palisaden gebaut. Bereits im Januar war der bis zum Blumentor führende Schloßwall, der die außerhalb der mittelalterlichen Mauer liegenden Gebäude des Schloßbezirkes schützen sollte, mit kräftigen Palisaden verstärkt worden, nun wurde ein neuer Einschnitt in den Schloßwall gemacht. Die Geschütze wurden auf den Wällen und Batterien aufgestellt und die Posten besetzt. Die Anstrengungen waren jedoch umsonst. Die anrückenden Franzosen konnten die Stadt einnehmen und niederbrennen.

Stadtmauern waren nun militärisch nahezu bedeutungslos geworden. Sie konnten aber weiterhin eine für die städtische Gemeinde im 18. Jahrhundert immer wichtiger werdende Funktion erfüllen: sie verwehrten den Bettlern und Gaunern den unkontrollierten Zugang in die Stadt. Und dies war von wesentlicher Bedeutung in einer Zeit wie dem 18. Jahrhundert, als wahre Bettler-



7 PLAN der Stadt Durlach von 1674. Sign.: G. A. Böckler A. & Ing. Der Plan zeigt auch die in Abb. 8 nicht berücksichtigten Befestigungen des Schloßbereichs.

8 GRUNDRISS von Durlach mit Verlauf der älteren und jüngeren Stadtbefestigung.



scharen über Land zogen und sich mit Bettel und auch Gelegenheitsdiebereien durchs Leben zu schlagen suchten, der Armut in die Armut entflohen, als das zentrale Problem, die entscheidende soziale Frage Massenarmut hieß. Die Städte hatten mit ihren eigenen Armen und Bettlern genug zu tun, sie konnten und wollten nicht auch noch das sogenannte herrenlose Gesindel durchfüttern. So sind aus dem 17. und 18. Jahrhundert auch aus Durlach mehrfache Anweisungen für die Torwächter belegt, keinen Bettler mehr einzulassen. So wurde z. B. im Jahre 1714 die Verordnung gegen das Einlassen fremder Bettler erneuert, wobei die Betonung wohl auf „fremd“ lag.

II.

Wie oben bereits angesprochen, wurde Durlach schon früh mit Befestigungsanlagen (Abb. 7 u. 8) versehen, wenn auch möglicherweise zunächst nur mit einer Holz-Erde-Konstruktion. Archäologische Anhaltspunkte liegen hierzu bisher nicht vor, ebenso keine archivalischen Hinweise. Der erste Mauerzug umschloß den ältesten ovalen Stadtkern. Im Norden, Süden und Westen ist der Verlauf noch relativ deutlich erkennbar, die erhaltenen Reste sowie die Grundstücksgrenzen zeigen ihn etwa parallel hinter Kelterstraße, Bienleintorstraße und der südlichen Amtshausstraße. Im Osten verlief die erste Mauer sinngemäß hinter Zunft- und Amtshausstraße. Da in diesem Bereich nur geringe Reste erhalten sind, kann der Mauerverlauf nicht eindeutig verfolgt werden, insbesondere hinter der Zunftstraße.

Wohl seit dem 14. bis ins 16. Jahrhundert entwickelte sich östlich des alten Stadtkerns eine Vorstadt. Hier stand auch, rechts der Straße, die alte Tiefburg, vermutlich die Nachfolgerin der Burg auf dem Hohenberg. Burg und Vorstadt wurden wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in den Mauerring einbezogen. Zu diesem Zweck wurde der Mauerzug im Norden etwa geradlinig in östlicher Richtung bis vor die Blumentorstraße verlängert. Hier bog die Befestigung nach Süden und verlief wieder etwa geradlinig bis zum Burgbezirk, für den eine eigene Abgrenzung gegen die Stadt angenommen wird. Die Mauer umfaßte den Burgbezirk und schloß im Südosten des älteren Mauerzuges wieder an dessen Befestigungssystem an. Hier im Südosten ist der Mauerverlauf am unklarsten, da keine Reste erhalten sind und die alten Grundstücksgrenzen durch Umlegung und stark verändernde Bautätigkeit verwischt sind.

Lediglich archivalische Belege zeugen von einer weiteren Entwicklung: Nach Verlegung der markgräflichen Residenz nach Durlach setzte im alten Burgbezirk eine rege Bautätigkeit ein. Am Platz der im frühen 16. Jahrhundert zum Jagdschloß umgebauten Wasserburg wurden das Schloß Karlsburg und die für die Zentralbehörden notwendigen Gebäude errichtet. Der innerhalb der Mauern zur Verfügung stehende Raum reichte dabei auf lange Sicht nicht aus, und so wurden auch Baulichkeiten außerhalb der Mauer errichtet. Diese wurden nicht durch Erweiterung der Mauer, sondern durch die Anlage von Wall und Graben geschützt. So sind für 1663 Reparatur und Neubau von Schloßwall und Graben belegt. In den Jahren 1674/75 wurden diese bis zum Blumentor fortgeführt.

Ein im Bereich hinter der Bienleintorstraße erhaltenes Mauerstück (Abb. 9) läßt einen Eindruck von Aufbau

und ursprünglichem Aussehen der Durlacher Stadtmauer gewinnen. Die Mauer ist hier auf 8 m Länge und 5,30 m Höhe erhalten, zwei Schießscharten sind noch erkennbar. Es kann angenommen werden, daß der obere Abschluß nicht wesentlich höher gewesen war. Allerdings dürfte sich im Laufe der Jahrhunderte das Bodenniveau im Bereich hinter der Mauer gehoben haben, so daß die ursprüngliche Gesamthöhe sicher mehr als 5,30 m betrug. Dafür spricht auch der Befund im Keller des Nachbargrundstücks, wo mächtige Stadtmauerreste die Kelleraußenwand bilden. Im unteren Bereich weist die Mauer bis auf die Höhe von 2,95 m eine Stärke von 1,45 m auf, der obere Mauerteil ist 0,50 m stark. Der so gebildete Absatz nahm den Wehrgang auf, eine später wahrscheinlich überdachte Holzkonstruktion.

Eine material- und bauzeitparende Variante, die wohl nicht von ungefähr im erweiterten und damit jüngeren Teil der Durlacher Stadtbefestigung erhalten ist, ist „An der Stadtmauer“ (früher Schlachthausgasse) zu erkennen (Abb. 10). Hier verlief der Wehrgang über eine stadtsseitig der Mauer vorgeblendete Bogenstellung. Die Bogenarkaden mit den von außen auf die Mauer gesetzten Wohnhäusern prägen heute entscheidend das Bild dieser Gasse.

Die frühere Schlachthausgasse ist in Durlach der einzige Bereich, wo noch ein weiterer Aspekt deutlich wird. Da die spätere Bebauung von außen an die Stadtmauer herangetragen wurde, ist hier noch die alte Mauergasse nachvollziehbar, die ursprünglich wahrscheinlich entlang der Mauer um die ganze Stadt führte. Dieser Aspekt ist auch in dem beigegebenen Plan (Abb. 8) berücksichtigt. Es muß allerdings fraglich bleiben, ob nicht vielleicht sogar der gesamte Bereich zwischen älterer Stadtmauer und dem aus Bienleintor-, Kelter-, Amtshaus- und Zunftstraße gebildeten Straßenoval von der ursprünglichen Konzeption her unbebaut gewesen war.

Die Mauer war nur ein wenn auch sehr wesentlicher Bestandteil der Durlacher Stadtbefestigung. Die Gesamtheit der Durlacher Befestigungsanlagen ist am ehesten noch auf beiden Seiten vor dem Basler Tor zu erkennen (Abb. 11). Um die Mauer zog sich der etwa 3,5 m breite, von einer niedrigeren Zwingermauer gegen den davorliegenden Graben abgegrenzte Zwinger rings um die Stadt. Der Graben war etwa 10–12 m breit, über seine Tiefe sind keine Aussagen möglich, da auch die sichtbaren Reste sicherlich zum Teil aufgefüllt sind. Am äußeren Rand des Stadtgrabens sind Verstärkungen durch Palisaden nachweisbar, für 1666 auch im Graben selbst.

Die ursprüngliche Stadtbefestigungsanlage dürfte nur zwei Tore an den beiden Stadtausgängen der heutigen Pfinztalstraße gehabt haben, das Bienleinstor im Westen und den Vorläufer des Blumentors im Osten. Letzteres wurde bei der Einbeziehung der Vorstadt weiter nach Osten verlegt, das Blumentor wurde 1468 errichtet (1764 erneuert, 1824 abgebrochen). Am Bienleinstor war die Jahreszahl 1571 als Zeit der Wiederherstellung angebracht, es wird daher auch 1583 in den Akten als neues Tor bezeichnet. Das Bienleinstor stand bis 1845. Dem ebenfalls 1571 wiederhergestellten und 1845 abgebrochenen Pfinz- oder Ochsentor am nördlichen Stadtausgang kam keine größere Bedeutung zu, da es lediglich in die Gemarkung führte. Als einziges erhalten ist das den südlichen Stadtausgang bildende Basler Tor



9 DER REST der Stadtmauer hinter Bienleintorstr. 5 gibt einen Eindruck vom Aufbau und ursprünglichen Aussehen der Durlacher Stadtmauer.



10 BOGENARKADEN der jüngeren Stadtmauer, „An der Stadtmauer“. Links das 1574 errichtete Schlachthaus.



11 RESTE von Stadt- und Zwingermauer in den Gebäuden westlich des Basler Tores. Der zu Gärten angelegte Graben ist in diesem Bereich noch erkennbar. Ansicht vom alten Friedhof.



12 ALTE ANSICHT des Basler Tores mit davorliegender Brücke über den Graben von Süden.



13 ZWINGERMAUER und Stadtmauer im Bereich hinter der Kelterstrasse westlich des Basler Tores. Die Rückwand des Schuppens im Vordergrund besteht aus der Zwingermauer (Kelterstr. 30), die Stadtmauer dient als Rückwand der dahinterliegenden Scheunen. Graben weitgehend aufgeschüttet (Blick von Süden).

(Abb. 12), ein mächtiger Bau mit Eckbuckelquaderung. Der Torturm besitzt fünf Obergeschosse, das oberste kragt auf einem umlaufenden Bogenfries vor.

III.

Abschließend sei hier noch eine Auflistung der bisher bekannten sichtbaren Reste der Durlacher Stadtbefestigung gegeben. Die Aufstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vor allem im Fundamentbereich der entlang des Verlaufs der ehemaligen Stadtmauer liegenden Gebäude sind weitere Reste zu erwarten. Ebenso muß im davorliegenden Grabenbereich mit wichtigen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Funden und Befunden gerechnet werden.

1. Basler Tor, mit Anschlußstücken der Stadtmauer in beiden Richtungen (s. Nr. 2, 3, 10 und 11, Abb. 12).
2. Kelterstr. 38: Kleiner Rest der Mauer im Erdgeschoß des Hauses erhalten (etwa zwischen Haus und angebauter Werkstatt); auf die ehemalige klei-

ne Zwingermauer vor dem Graben ist die Rückseite der Werkstatt aufgesetzt. Die in diesem Bereich bis zum Zweiten Weltkrieg noch weiter nach Westen erhaltenen Reste wurden 1944 durch einen Bombentreffer zerstört.

3. Kelterstr. 24–32: In den Rückwänden der Scheunen Stadtmauer z. T. auf einige Meter Höhe erhalten, z. T. ausgebessert, z. T. offenbar zerstört (Kelterstr. 28), Verlauf sehr deutlich; Schießscharten; ähnlich deutlich der Verlauf der Zwingermauer, die im unteren Bereich z. T. erhalten ist, bei Kelterstr. 30 bildet sie die Rückwand eines an die Scheune angebauten Schuppens (Abb. 13); davorliegender Graben.
4. Bienleintorstr. 3: Reste im Keller (Kelleraußenwand).
5. Bienleintorstr. 5: Die am besten erhaltenen Reste der Durlacher Stadtmauer (Beschreibung im Text, Abb. 9).
6. Bienleintorstr. 31: Reste auf mehrere Meter Höhe erhalten, Ausbesserungen, verputzt.



14 ZWINGERMAUER mit Schießscharten im Bereich hinter Jägerstr. 58 (von Norden).



15 REST der Zwingermauer mit Schießscharte an der Rückfront Amthausstr. 27 (von Süden).

16 VON DER ÄLTEREN STADTMAUER im Osten ist hinter Amtshausstr. 11 ein Rest mit zwei Schießscharten erhalten. Alte Substanz ist der Teil hinter dem Schuppen, der weitere Verlauf im oberen Bereich erneuert (von Osten).



7. An der Stadtmauer 5–11, 15–17 und 25: Hier sind sechseinhalb Bogenarkaden der alten Mauerinnenseite erhalten, die Häuser von außen auf die Mauer gesetzt (Abb. 10).
8. Jägerstr. 48a–60: An den Rückfronten Verlauf und Reste wahrscheinlich der Zwingermauer deutlich sichtbar, Schießscharten, Ausbesserungen und Erneuerungen (Abb. 14); Jägerstr. 48a ist anstelle der alten eine neue Mauer hochgezogen, weist nicht die alte Mauerstärke auf.
9. Eichelgasse 2–14: Reste im Keller- bzw. Fundamentbereich der Gebäude wurden hier 1971 festgestellt.
10. Weiherstr. 1a: Reste in geringer Höhe (30–50 cm) im Hof und im Fundamentbereich der angrenzenden Werkstatt (Amtshausstr. 25).
11. Amtshausstr. 25–33: Mauer z. T. auf einige Meter Höhe erhalten, z. T. erneuert, Verlauf sehr deutlich; Verlauf der Zwingermauer deutlich; davorliegender Graben (Abb. 15).
12. Basler-Tor-Str. 1: Teile bis ca. 3 m Höhe erhalten; Reste der Zwingermauer, darauf jüngere Mauer; Graben.

Reste der älteren Stadtmauer:

13. Baderstr. 3: Reste ca. 0,3 m über Fundamentbereich, darauf jüngere Mauer.
14. Amtshausstr. 11: Teil der ersten Mauer auf ca. 3 m Höhe erhalten, zwei Schießscharten; Großteil der Mauer in diesem Bereich jünger (Abb. 16).

Literatur:

- Günter Bandmann: *Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger*, Berlin 1951.
- Hartmut Boockmann: „Die Lebensverhältnisse in den spätmittelalterlichen Städten“, in: *Aus dem Alltag der mittelalterlichen Stadt* (Hefte des Focke-Museums 62), Bremen 1982, S. 9–21.
- Edith Ennen: *Die europäische Stadt des Mittelalters*, Göttingen 1972.
- Karl Gustav Fecht: *Geschichte der Stadt Durlach*, Heidelberg 1869.

Herbert Fischer: *Burgbezirk und Stadtgebiet im deutschen Süden* (Wiener rechtsgeschichtliche Arbeiten 3), Wien/München 1956.

Karl Gruber: *Die Gestalt der deutschen Stadt. Ihr Wandel aus der geistigen Ordnung der Zeiten*, München ²1976.

Carl Haase (Hg.): *Die Stadt des Mittelalters*, 3 Bände, Darmstadt 1976/78.

Erich Herzog: *Die ottonische Stadt. Die Anfänge der mittelalterlichen Stadtbaukunst in Deutschland*, Berlin 1964.

Volker Klotz: *Die erzählte Stadt. Ein Sujet als Herausforderung des Romans von Lesage bis Döblin*, München 1969.

Die Kunstdenkmäler Badens IX, 5: Karlsruhe Land, Karlsruhe 1937.

Horst Laube: „Die mittelalterliche Stadtbefestigung Durlachs“, in: *Jahresbericht des Markgrafen-Gymnasiums Karlsruhe-Durlach 1972/73*, S. 34–35.

Norbert Leudemann: *Deutsche Bischofsstädte im Mittelalter*, München 1980.

Cord Meckseper: *Kleine Kunstgeschichte der deutschen Stadt im Mittelalter*, Darmstadt 1982.

Lewis Mumford: *Die Stadt. Geschichte und Ausblick*, 2 Bände, München ²1980.

Hans Planitz: *Die deutsche Stadt im Mittelalter. Von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen*, Wien/Köln/Graz ³1973.

Hans Detlef Rösiger: *Durlach und Rastatt. Ein Beitrag zur Geschichte des Städtebaus in Deutschland*, Diss. Karlsruhe 1924.

Arnold Scheuerbrandt: *Südwestdeutsche Stadttypen und Stadtgruppen bis zum frühen 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Kulturlandschaftsgeschichte und zur kulturräumlichen Gliederung des nördlichen Baden-Württemberg und seiner Nachbargebiete*, Heidelberg 1972.

Alexander Schiller: *Gründungsstädte im badischen Rheintal*, Diss. Karlsruhe 1958.

Dr. Wolfgang Seidenspinner
LDA · Inventarisierung
Karlsstraße 47
7500 Karlsruhe 1

Judith Breuer: Der Marienbrunnen auf dem Marktplatz in Schwäbisch Gmünd

Der Marienbrunnen auf dem Marktplatz in Schwäbisch Gmünd wurde im vergangenen Jahr sorgfältig restauriert und erstrahlt nunmehr in neuer Farbigkeit. Vorausgegangen waren gründliche Untersuchungen von Steinqualität und Fassung durch den für denkmalpflegerische Belange zuständigen Beauftragten der Stadt, Theodor Zanek, die von den zuständigen Mitarbeitern des Landesdenkmalamtes beratend begleitet wurden. Dabei fand sich auf der Brunnensäule ein bisher unentdeckt gebliebenes Steinmetzzeichen, das Herr Zanek eindeutig zuschreiben konnte. Bei der Begutachtung der Steinqualität stellte sich heraus, daß die Marienstatue restauriert, d. h. in diesem Falle verfestigt werden konnte. Die Säule hingegen war so sehr in der Steinsubstanz geschädigt, daß man sie durch eine bis in Details originalgetreue Nacharbeitung ersetzen mußte. Die Farbfassung von Marienstatue, Säule und Brunnenkasten wurde schließlich nach vorliegendem Befund erneuert.

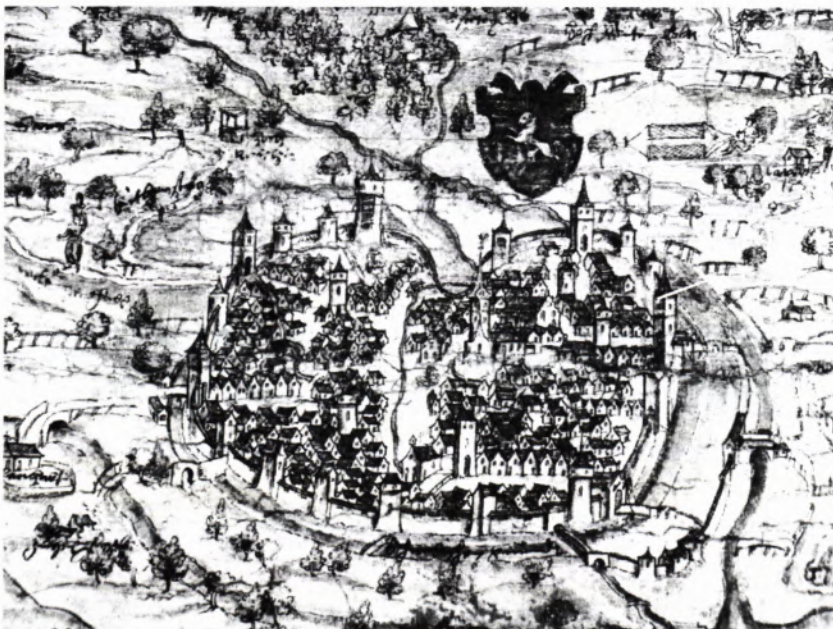
Durch Restaurierung und erneuerte Farbfassung hat der Brunnen nicht nur seinen ursprünglichen Stellenwert im Platzbild wiedererlangt, sondern ist auch die Besonderheit seines plastischen Schmucks wieder augenfällig (Abb. 2 u. 3). Das nun bietet Anlaß genug, einmal näher auf die kultur- und kunstgeschichtliche Bedeutung des Brunnens einzugehen. Dabei sind auch einige nähere Aufschlüsse über die Entstehungszeit der Brunnenplastik zu erwarten.

Der Marienbrunnen, ein Laufbrunnen, setzt sich aus drei Elementen zusammen. Grundelement ist der gußeiserne oktagonale, mit Wappen geschmückte Brunnenkasten, welcher laut angebrachter Jahreszahl im Jahre 1776 aufgestellt wurde. Er ist Nachfolger eines wesentlich älteren, vermutlich steinernen Lauf- oder Stockbrunnens, wie ihn die 1572 von Balthasar Rieger gemalte Pirschkarte zeigt (Abb. 1).

Aus der Mitte des bestehenden Brunnenkastens erhebt sich eine steinerne Balustersäule in Renaissance-Formen. Dank des bei der Restaurierung (1983) aufgefundenen Steinmetzzeichens lassen sich nun Schöpfer und Entstehungszeitraum bestimmen; die Säule stammt von Kaspar Vogt d. Ä., Baumeister und Steinmetz in Schwäbisch Gmünd¹, und muß daher also zwischen 1580 und 1600 angefertigt worden sein.

Widersprüchliche Datierungen

Die Brunnensäule wird gekrönt vom dritten, kunst- wie kulturhistorisch bedeutendsten Bestandteil des Brunnens, der steinernen Doppelstatue Mariens, der Schutzpatronin der ehemaligen freien Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Von ihr sind weder Urheber noch Entstehungszeit überliefert. Die bisher unternommenen zeitlichen Einordnungen reichen vom frühen 17. bis in das späte 18. Jahrhundert. Hans Vollmer (1906) hielt Säule und Marienfigur für zusammengehörige Arbeiten des Rokoko.² In dem Inventarband Denkmäler aus Würt-



1 PIRSCHKARTE von Schwäbisch Gmünd, Balthasar Rieger, 1572 (Ausschnitt).



2 SCHWÄBISCH GMÜND, Marktplatz, Mariensäulenbrunnen mit Doppelstatue. Nordseite: Himmelskönigin.

temberg, Jagstkreis (1907) wurde dagegen nur die Marienstatue – im Unterschied zur Säule – als Rokoko-Plastik charakterisiert.³ A. Nägele (1922) schrieb die Statue zusammen mit der Säule der Werkstatt des Bildhauers Johann Friedrich Baumhauer zu; das bedeutet eine Entstehung im frühen 17. Jahrhundert.⁴ Walter Klein (1932) datierte die Marienfigur um die Wende vom 17. in das 18. Jahrhundert, in einer etwas jüngeren Publikation (1935) in das 18. Jahrhundert.⁵ Walter Kiewert nun nennt in seiner 1956 erschienenen Veröffentlichung „Der schöne Brunnen“ für den gesamten Brunnen erstmals ein genaues Entstehungsdatum, und zwar 1686.⁶ Worauf diese Datierung beruht, ist aus dem Text jedoch leider nicht zu entnehmen. Sein, vermutlich aus einer Verwechslung resultierendes, Entstehungsdatum tauchte seitdem dreimal wieder in architektur- bzw. heimatgeschichtlichen Publikationen auf, so bei Erich Fassel (1966), im Stadtführer von Schwäbisch Gmünd aus dem Jahre 1980 und bei Hans-Wolfgang Bächle (1982).⁷ Eine weitere neue Datierung bescherte uns 1957 die Publikation von Richard Schmidt, „Deutsche Reichsstädte“, in der er die Entstehungszeit der Brunnenfigur auf etwa 1770 schätzt.⁸ Diese Datierung behält er auch in der jüngeren Veröffentlichung „Schwäbisch Gmünd“ von 1962 bei, schließt jedoch die Vermutung an, daß der Schöpfer der Mariensäule auf dem Gmünder Münsterplatz (Abb. 5), Benedikt Boschenrieder, auch die Marienstatue des Marktbrunnens geschaffen haben könne.⁹ Diese Zuschreibung bedeutet jedoch eine der Mariensäule (nach Inschrift 1693 erstellt) ungefähr entsprechende Entstehung, widerspricht damit der zuvor gemachten Datierung. Im Abriß zur Geschichte



3 MARIENSÄULENBRUNNEN in Schwäbisch Gmünd, Südseite: Immaculata.

der Doppelfigur im Reallexikon der deutschen Kunstgeschichte (1958) wird dann die Doppelmaria des Gmünder Brunnens in das 18. Jahrhundert datiert.¹⁰ Eine entsprechende, aber genauere Zeitbestimmung bringt Hermann Kühl in seiner Veröffentlichung von 1963; er bezeichnet die Marienstatue als Werk des Barock – im Unterschied zur Säule – aus der Zeit um 1750.¹¹ Die beiden wichtigsten Kunstführer von Baden-Württemberg, Dehio und Reclam (1964/1979), schließlich datieren die Brunnenmaria in die Zeit um 1700.¹² Welche Datierung ist nun wohl die wahrscheinlichste?

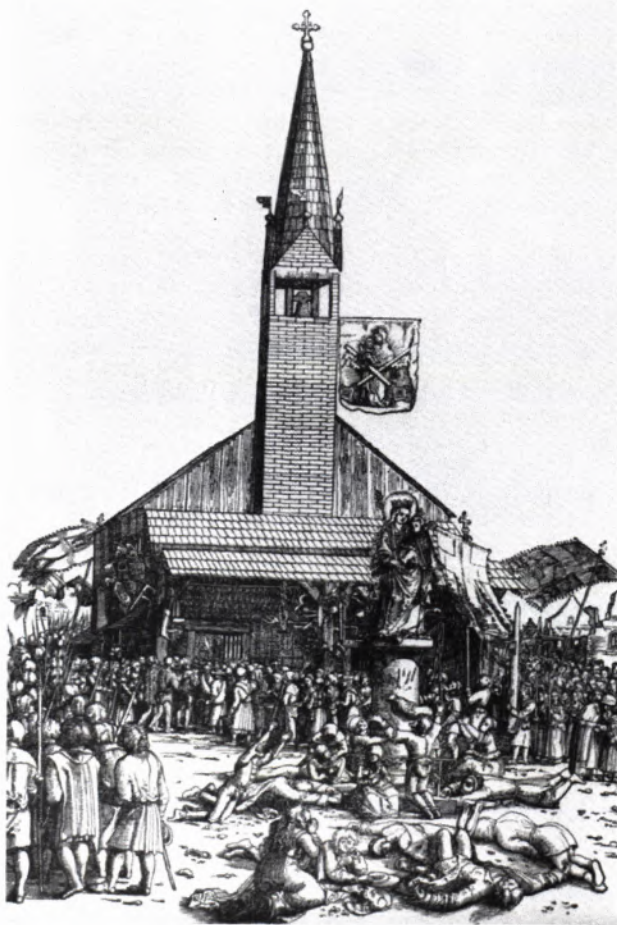
Ikongraphische und plastische Besonderheiten der Marienstatue

Bei einer kunst- bzw. kulturhistorischen Betrachtungsweise bieten sich vier Besonderheiten der Marienstatue an, die eine zeitliche Einordnung ermöglichen: die Platzierung der Plastik auf dem Stock bzw. der Säule eines öffentlichen Brunnens, die beiden Mariendarstellungen der Doppelstatue (Himmelskönigin und Immaculata) und schließlich die Körper- und Gewandbehandlung der Plastik. Die Marienstatue des Gmünder Marktbrunnens war als Freistatue gedacht und sicherlich für den bereits seit dem 16. Jahrhundert, wenn nicht schon früher bestehenden Brunnen auf dem Marktplatz gearbeitet. Dafür spricht ihre Doppelgesichtigkeit sowie die Säule und Marienstatue gemeinsame alte Farbfassung. Vermutlich ersetzte die Marienfigur eine ältere heraldische Darstellung, die der des Löwenbrunnens auf dem Gmünder Marktplatz gähnelt haben könnte.

Brunnen mit Marienfreistatuen seit dem 16. Jahrhundert

Die freie Aufstellung von Plastiken, wie der Marienstatue in Gmünd, ist eine Errungenschaft der Renaissance. In der Zeit der Gotik bleibt dies die Ausnahme. Ein solch seltenes Beispiel, um bei Marienbrunnen zu bleiben, stellt der Brunnen am Scheitel des Chorumgangs im Freiburger Münster von 1511 dar, ein Schalenbrunnen mit einer den Mittelpfeiler krönenden Madonna. Der älteste erhaltene Marienbrunnen in Renaissance-Formen befindet sich auf dem Marktplatz in Mainz und stammt aus dem Jahre 1526. Dabei handelt es sich um einen Zisternen- bzw. Galgenbrunnen. Einen der ältesten Renaissance-Marienbrunnen im (damals) deutschsprachigen Raum, der zugleich die fortschrittlichere Form des Säulenbrunnens hat, besitzt Délémont (Kt. Jura) in der Schweiz; er stammt aus dem Jahre 1579 und zierte heute den dortigen Marktplatz (ursprünglich stand er bei einem Stadttor). In diesen, wie den späteren Marienbrunnen fand die im Mittelalter erwachte Vorstellung von Maria als Quell der Freuden Eingang, mit der sich auch Relikte eines älteren naturreligiösen Mutter- und Fruchtbarkeitskultes vermischten. Dazu trat im 17. Jahrhundert ein weiteres Motiv der Verehrung, und zwar der Glaube an Maria als Fürsprecherin und Beschützerin vor dem Schwarzen Tod, welcher im Gefolge des 30jährigen Krieges große Teile Deutschlands heimsuchte. Und schließlich war die Erhöhung der Marienstatue durch eine Säule Ausdruck gegenreformatorischer Bestrebungen bzw. katholisches Hoheitszeichen.

4 REGENSBURG, Mariensäule von 1519 (1544 entfernt).
Holzstich von Michael Ostendorfer, um 1520.



5 SCHWÄBISCH-GMÜND, Mariensäule auf dem Münsterplatz.

6 MINDELHEIM, Mariensäulenbrunnen mit Statue der Patrona Bavariae.

7 OCHSENHAUSEN, Benediktinerabtei, Immaculatasäule.

8 WANGEN i. A., Mariensäulenbrunnen mit Statue der Maria vom Siege.



5

War die den Brunnenstock krönende Marienstatue also zuerst nichts mehr als eine mehr oder weniger austauschbare Brunnenfigur, so wurde sie mit dem Aufkommen der Mariensäulen als unabtrennbarer Teil der Brunnen Säule begriffen. Einem derartig gestalteten Brunnenstock kam nun die einer Mariensäule entsprechende Bedeutung zu.

Mariensäulen und Mariensäulenbrunnen als Zeichen der Gegenreformation

Seit dem Konzil von Trient, das sich auch mit der mariologischen Frage beschäftigte (Dekret über die Erbsünde von 1546), dem für Europa glücklichen Ausgang der Seeschlacht von Lepanto gegen die Türken im Jahre 1571, den man als Sieg Mariens verstand, und der Bulle „Sollicitudo“ von Papst Alexander VII. aus dem Jahre 1661, in der dieser die Lehrmeinung von der Unbefleckten Empfängnis vertrat, gewann die Marienverehrung in der katholischen Kirche eine ungeheure Bedeutung. In der Folgezeit wurde sie der zentrale Kult, der – gleichwohl gegen Islam als auch Protestantismus gerichtet – sich zu einem neuen Höhepunkt der (katholischen) Volksfrömmigkeit steigerte. Neuer bildnerischer Ausdruck dieser Marienverehrung, ja das Siegeszeichen der Gegenreformation, wurde die Mariensäule, in der die antiken Traditionen des öffentlichen Ehrenmals, der Votiv- und der Marktsäule wiederauflebten. Die erste Mariensäule in diesem Sinne ließ Papst Paul V. in Rom vor der Kirche S. Maria Maggiore im Jahre 1614 errichten. Es folgten die Mariensäulen in Schratenthal/Niederösterreich (1630) und München (1638). Letztere entstand als Dank für die Bewahrung der Städte München und Landshut vor der Zerstörung durch die Schweden. Seit der Aufstellung der Münchner Säule mehrten sich die Mariensäulen, u. a. 1647, Wien, und Mariensäulenbrunnen, und zwar vorwiegend im deutschsprachigen, eben von konfessionellen Spannungen beherrschten Raum. Mariensäulenbrunnen entstanden u. a. in (Brunnenkästen größtenteils später erneuert):

Luzern, bei der Hofkirche, 1603;
Schwyz, Marktplatz, 1618;
Arth am Zugersee, Dorfplatz, 1621;



6



7



8

Luzern, Hof des Bürgerhospitals, heute Franziskanergarten, 1652;
 Mindelheim, Bayerisch Schwaben, Marktplatz, 1654 (Abb. 6);
 Salzburg, Plätzchen zwischen Gries- und Gstättingasse, 1692;
 Laudenbach, Main-Tauber-Kreis, Am Markt, 1719;
 Öttingen, Bayerisch Schwaben, Schloßhof, ca. 1720;
 Waldshut-Tiengen, Marktstraße, ca. 1. Drittel 18. Jahrhundert;
 Heppenheim, Bergstraße, Marktplatz, 1729;
 Wangen im Allgäu, Herrenstraße, 1738 (Abb. 8);
 Bonndorf, Schwarzwald-Baar-Kreis, beim Paulaner-kloster, heute Marktplatz, ca. Mitte 18. Jahrhundert.

Die Marienverehrung in Schwäbisch Gmünd

Seit der Errichtung einer Marienkirche um die Mitte des 13. Jahrhunderts, Vorgängerbau des heutigen Münsters, galt Maria als Schutzpatronin der Stadt. Auch nach Verleihung des Zweitpatroziniums Hl. Kreuz verlor das ältere nicht seine Bedeutung. (Dies geschah erst mit der Erhebung der Pfarrkirche zum Hl.-Kreuz-Münster im Jahre 1926.)

Nach dem Ende der Reformationszeit erlebte der Marienkult in den altgläubigen Regionen eine besondere Belebung, so auch in Schwäbisch Gmünd, nunmehr katholische Enklave in Württemberg. Besonders gefördert wurde die Marienverehrung durch den jungen Orden der Kapuziner. Das Gründungskloster dieses Seelsorgeordens betreute die wichtigste europäische Marienwallfahrt, St. Loreto in Italien. Die Gmünder Kapuziner versahen die Salvatorwallfahrt auf dem Nepperberg. Dort entstand wohl in ihrem Auftrag um die Mitte des 17. Jahrhunderts das sogenannte „Haus von Nazareth“ (1792 abgerissen). Dabei handelte es sich sehr wahrscheinlich um eine Nachbildung des in Loreto verehrten Hl. Hauses, welches als das auf wundersame Weise versetzte Haus der Verkündigung Mariens gilt. Während der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 übernahmen die Gmünder Kapuziner zusätzliche sonntägliche Predigten in der Hl.-Kreuz-Pfarrkirche, in denen sie den Gläubigen gewiß das Gebet zu Maria als Helferin im Kampf gegen die Türken nahelegten. Auch

nach der Befreiung Wiens behielten sie ihre Predigten bei und schufen bald darauf, 1685, sogar eine Mariä-Hilf-Bruderschaft. Daß ihre Bemühungen um die Verbreitung der Marienverehrung in der Bevölkerung fruchteten, davon zeugen der Bau der Wallfahrtskirche zur Schönen Maria auf dem Hohenrechberg (1686–88) und die Aufstellung der Mariensäule bei der Gmünder Pfarrkirche (1693, Abb. 5). Letztere entstand übrigens in freier Anlehnung – wie inschriftlich belegt – an die wohl älteste deutsche, unter freiem Himmel aufgestellte Mariensäule, die 1519 in Regensburg im Bereich der gewaltsam zerstörten Synagoge errichtet und kurz nach der Reformation (1544) beseitigt wurde (Abb. 4).

Die Nordseite der Marienstatue: Himmelskönigin

Weitere Aufschlüsse über die Entstehungszeit der Gmünder Marktbrunnenstatue sind von der Betrachtung ihrer typologischen Besonderheiten zu erwarten. Die Nordseite der Plastik zeigt die Gottesmutter mit Bügelkrone und Gloriole, das Kind auf der Linken haltend und seine Füßchen mit der Rechten stützend (Abb. 2). Maria steht auf der Weltkugel, um die sich die Schlange windet. Aus den Falten ihres Gewandes schauen zwei Engelsköpfe, und vor dem Gewandsaum ist eine metallene Mondsichel angebracht.

Muttergottes und Kind zeichnen sich durch eine starre Körperlichkeit aus; besonders eigentümlich ist die Haltung des Kindes. Diese Besonderheit weist auch die Lauretanische Madonna, das in Loreto verehrte Gnadenbild, eine vermutlich im 13. Jahrhundert geschnitzte Holzstatuette, auf (1921 verbrannt), der die Gmünder Brunnenstatue wohl frei nachgebildet ist.

Wie vom Hl. Haus, so wurden auch von dieser Plastik seit dem 30jährigen Krieg zahlreiche Nachbildungen geschaffen. Ein Beispiel ist die Madonna Lauretana in der Marienwallfahrtskirche Schönenberg bei Ellwangen¹³, welche 1639 vom damaligen Augsburger Bischof zur Einweihung der Marienkappelle gestiftet wurde. Als Brunnenfigur ist der Loreto-Typus in Süddeutschland hingegen ungewöhnlich. Üblich sind hier Marien des Typs Mondsichelmadonna, Maria vom Siege – nach dem Vorbild der Römischen Mariensäule – oder des

Typs Patrona Bavariae – nach dem Vorbild der Münchner Mariensäule – (Abb. 6 u. 8). Allein in Schlesien, und zwar in Lewin bei Glatz, soll sich vor dem 2. Weltkrieg noch ein Brunnen mit Mariensäule aus dem Jahre 1687 befunden haben, dessen bekrönende Himmelskönigin sogar in vielen Details der Gmünder Statue ähnelte. So ruhte auch in Lewin die Rechte des Kindes auf der Schulter der Mutter¹⁴.

Der Gmünder Lauretana sind die Attribute Mond, Erdkugel, Schlange sowie Putten beigelegt. Durch die Engel in Verbindung mit der Krone ist sie als Himmelskönigin ausgewiesen. Mond, Schlange und Erdball und der mit dem Kopf abwärts gewandte Putto (gestürzter Engel) lassen die Interpretation als Apokalyptisches Weib einfließen (Apokalypse 12, 1–9). Derartig komplexe Darstellungsformen entwickeln sich in der Brunnenplastik im 17. Jahrhundert, in Verbindung mit der Weltkugel tauchen sie jedoch erst seit dem frühen 18. Jahrhundert im süddeutschen Raum auf, so u. a. 1719 in Laudenbach und 1738 in Wangen im Allgäu (Abb. 8).

Die Südseite der Marienstatue: Immaculata

Wenden wir uns nun der Südseite der Marienstatue zu, welche bis Ende des 18. Jahrhunderts dem spätmittelalterlichen Rathaus der Stadt (1793 abgerissen) zugewandt war (Abb. 3). Diese zeigt den Typus der Immaculata, der jungfräulichen, jugendlichen Maria ohne Kind. Sie hält die Hände aufwärts vor der Körpermitte gefaltet, trägt wie ihr nördliches Gegenstück eine Krone, hier jedoch als Zackenkrone ausgeprägt, und birgt in ihrem Gewand ebenfalls zwei Puttenköpfe. Auch sie steht auf der Weltkugel, die wie die Strahlengloriole beiden Ansichtsseiten gemein ist, tritt hier jedoch mit dem linken Fuß auf den Kopf der Schlange. Heute ist auch hier wieder eine metallene Mondsichel vor dem Gewandsaum angebracht.

Die Immaculata Conceptio bzw. Unbefleckte Empfängnis Mariens war eines der neu entwickelten Bildthemen der Gegenreformation. Als Krönung einer Säule erschien dieser Typus erstmals 1647 in Wien. Es folgten u. a. die Immaculatasäule in Prag am Altstädter Ring (1650) und – um ein frühes württembergisches Beispiel zu nennen – die Säule vor der Benediktinerabtei in Ochsenhausen, 1717 (Abb. 7). Die Gmünder Immaculata verbindet verschiedene Darstellungsformen dieses Typs, einmal die der „Siegerin über die Schlange“, indem sie der Schlange den Kopf zertritt (Genesis 3, 15), zum zweiten die von „La Purissima“, der wahrhaft Reinen, indem sie dargestellt ist als junge Frau, die eine Gloriole trägt und auf (hier genauer gesagt neben) der Mondsichel sowie der Weltkugel mit der Schlange steht. Hinzu kommt eine gewisse Ähnlichkeit zum Bildtypus der Assunta, der Himmelfahrt Mariens, aufgrund des wehenden Gewandes mit den Engelsköpfen.

Verhältnismäßig selten ist die Handhaltung der Gmünder Statue. Häufiger weisen die Immaculata-Darstellungen seitwärts vom Körper gefaltete Hände auf, wie die Immaculata auf der Wiener Mariensäule von 1647 bzw. 1667. Die wenigen Beispiele mit dem auch in Gmünd dargestellten Betgestus finden sich in Österreich, wie z. B. die Immaculata vom Marienpfeiler vor der Wallfahrtskirche Loreto im Burgenland aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Mariensäulen mit Immaculata-Standbildern fanden also bereits im 17. Jahrhundert Verbreitung. Die Immacu-

lata als Brunnenplastik kam aber erst nach der Einführung des Immaculata-Festes im Jahre 1708 auf, mit dem auch dieser Aspekt der Marienverehrung volkstümlich wurde. Erste Immaculata-Brunnen entstanden in Süddeutschland u. a. in Heppenheim (1729), Bonndorf/Schwarzwald (ca. Mitte 18. Jahrhundert) und Iphofen (1759).

Die Doppelfigur

Die Doppelseitigkeit ist wohl das Eigentümlichste der Gmünder Brunnenmaria und bietet aufgrund der Seltenheit vergleichbarer süddeutscher Darstellungen nur geringe Datierungshilfe. Im Rheinland, in Westfalen, Niedersachsen und Mitteldeutschland brachte die Spätgotik viele doppelseitige Marienplastiken hervor, die meist frei im Kirchenschiff aufgehängt waren. In Schwäbisch Gmünd findet sich eine derartig doppelte Darstellungsweise im Hl.-Kreuz-Münster bei den Prophetenskulpturen des Chorgestühls von 1550. Diese haben – wie auch die Brunnenmaria – unterschiedliche Ansichtsseiten. Das 17. Jahrhundert dagegen kannte nur wenige doppelseitige Marienplastiken; aus Berchtesgaden, Salzburg, Schierling (Niederbayern) und Retzbach (Unterfranken) sind einzelne, aus Südwestfalen mehrere Beispiele in der Holzplastik und unter Bildstöcken überkommen.

Die wohl bedeutendste Arbeit dieser Art aus dem 17. Jahrhundert entstand in Großmain bei Salzburg, die einzige mit der Gmünder Maria vergleichbare Brunnenfigur. Es handelt sich dabei um eine doppelseitige Immaculata aus dem Jahre 1693, die sich auf einem Postament aus der Mitte eines älteren steinernen Brunnenkastens erhebt. Die Plastik ist eine Arbeit des Reichenhaller Johann Schwaiger und in ihrer Körperdarstellung der Gmünder Statue durchaus verwandt. Eine Seite der Großmainer Brunnenplastik zeigt Maria nach oben blickend und mit über der Brust gekreuzten Händen; die Maria der andern Seite schaut hingegen nieder und hält mit beiden Händen ihre Brüste, aus denen ursprünglich – in Darstellung der Bernhardsvision – Wasser floß. Wohl im 19. Jahrhundert wurde dies – dem Schamgefühl der Zeit entsprechend – durch künstliche Palmzweige verdeckt, die man heute jedoch wieder entfernt hat.

Während das 18. Jahrhundert in Südwestfalen wieder zahlreiche Doppelmadonnen hervorbrachte – wenn auch nicht als Brunnenplastik –, ist Doppelfigurigkeit wie bei der Maria vom Gmünder Marktbrunnen in Süddeutschland eine Seltenheit und bei einer Brunnenfigur sogar einmalig.

Plastizität und Farbfassung der Marienstatue

Wenden wir uns nun der eigentlichen bildhauerischen Gestaltung der Steinplastik zu. Die Körperdarstellung beider Marien des Doppelbildes ist relativ statuarisch, was bei der Lauretana-Himmelskönigin durch den Rückgriff auf das alte Gnadenbild bedingt sein kann. Die Gewänder hingegen weisen barocken Schwung auf. So scheint der Mantel bei beiden Marien nach hinten zu wehen, worin er der Gewandbehandlung der Madonna Typus Patrona Bavariae des Laudenbacher Brunnens von 1719 sehr ähnlich ist.

Die nach Befund erneuerte Farbfassung der Brunnenfigur – die Kleider beider Marien sind rot, die Mäntel blau – entspricht dem vom Mittelalter bis in die Renais-

sance gebräuchlichen Farbenkanon. Von der Verwendung neuer Farbzusammenstellungen, wie sie bei barocken Bildwerken häufiger zu beobachten sind – so wurden für die Immaculata die Gewandfarben Weiß-Blau verbindlich –, ist hier abgesehen.

Die Bemalung als solche, welche bei der Säule wohl auf eine ältere Fassung zurückging, bedingte und bedingt wieder das geschlossene Erscheinungsbild des Brunnenstocks. Sie verbindet wie ehemals Statue und Säule anschaulich zur Mariensäule.

Die Marienstatue des Gmünder Marktbrunnens zeichnet sich also aus durch ein komplexes barockes Bildprogramm (Himmelskönigin Typus Lauretana und Immaculata – als Doppelfigur auf der Säule) und eine in Körperauffassung und Farbgebung noch in älteren Traditionen verhaftete Bildhauer- und Faßarbeit. Die Marienstatue ist daher wohl in das frühe 18. Jahrhundert zu datieren. Die Marienstatuen Gmünds, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden, zeigen bereits Hochbarock- bzw. Rokokoformen, wie z. B. die Statue der Maria vom Siege in der Franziskanerkirche. Doch dank der etwas rückschrittlichen Behandlung der Brunnenfigur konnten sich die gedrungene Balustersäule und die Marienstatue zu der sich auch heute geschlossen darbietenden Mariensäule des Brunnens zusammenfügen. Und so konnte auch die irriige Meinung aufkommen, es handele sich um gleichzeitige Arbeiten des 17. Jahrhunderts.

Städtebauliche Bedeutung

Aus städtebaulichen Motiven wohl wählte der unbekannt Bildhauer in Schwäbisch Gmünd eine doppel-seitige Plastik, wie sie die Prophetenfiguren des Münsters oder die Großmainer Brunnenmaria aufweisen, und schuf diese als Brunnenplastik für das heutige Süd-deutschland wohl einmalige Doppelmaria. Aufgrund der zweigesichtigen Brunnenfigur ist der Marktbrunnen der städtebaulichen Situation geschickt angepaßt. Der freistehende Brunnen bietet so von beiden Enden des Marktplatzes gleichwertige Ansichtsseiten. Der Marien-brunnen bildet somit – anders als die Mariensäule beim Hl.-Kreuz-Münster – das Herzstück des umgebenden Platzes, ja der Stadt. Durch diese besondere Stellung und angesichts des protestantischen Umlandes ist er darüber hinaus demonstratives Hoheitszeichen der alt-gläubigen Stadt.

Nach Abriß des alten Gmünder Rathauses Ende des 18. Jahrhunderts verlor der Marktplatz dank des Brunnens nicht an städtebaulichem Reiz. Der Brunnen, der Platz-mitte angenähert, bildete fortan den optischen Ruhe-punkt in der nunmehr verlängerten Platzperspektive, gewann dadurch sogar städtebaulich an Stellenwert.

Nach dieser eingehenden Betrachtung haben sich zahl-reiche Anhaltspunkte ergeben, die die gleichzeitige Ent-stehung von Säule (1580–1600) und Marienfigur aus-schließen und die Datierung der Mariensäule in das frühe 18. Jahrhundert wahrscheinlich machen. Darüber hinaus hat sich herausgestellt, daß der Brunnen auf-

grund der Doppelseitigkeit der Marienstatue, der Kom-plexität und Originalität des gegenreformatorischen Programms (Säule mit Maria als Himmelskönigin Lau-retana und Immaculata-Assunta) sowie der städtebaulichen Einbindung der bedeutendste Marienbrunnen Süddeutschlands genannt werden muß.

Die Verfasserin wurde bei der Vorbereitung zum Heft „Schwäbisch Gmünd“ des Ortskernatlas Baden-Würt-temberg auf den Marienbrunnen aufmerksam.

Leser, die weitere doppelgesichtige Brunnenmarien kennen, werden um Hinweise gebeten!

Anmerkungen:

- 1 Kaspar Vogt d. Ä. war 1591 am Bau des Schwörhauses in Gmünd beteiligt (heute Musikschule).
- 2 Hans Vollmer: Schwäbische Monumentalbrunnen, Berlin 1906, S. 19, 65 und Abb. Taf. II oben.
- 3 Denkmäler aus Württemberg, Jagstkreis Bd. 1, begr. v. E. Paulus, bearb. v. E. Gradmann, o. O. 1907, S. 424.
- 4 A. Nägele: Über den mutmaßlichen Meister der Gmünder Stadtbrunnen, in: Rems-Zeitung Nr. 74 (1922).
- 5 Walter Klein: Das Chorgestühl und die Kanzel im Gmünder Heiligkreuzmünster, in: Gmünder Heimatblätter 5 (1932), S. 114; ders., Leonhard Baumhauer, ebd. 8 (1935), S. 97, 107.
- 6 Walter Kiewert: Der schöne Brunnen, Dresden 1956, S. 16 und Abb. 61.
- 7 Erich Fassl: Die Brunnen in Südwestdeutschland, Stuttgart (Diss.) 1966, S. 81–84, 186 f, 201 f; Stadtführer Schwäbisch Gmünd, Schwäbisch Gmünd 1980, S. 26; Hans-Wolfgang Bächle, Kultur und Geschichte im Gmünder Raum, Schwä-bisch Gmünd 1982, S. 102 und Abb. S. 103.
- 8 Richard Schmidt: Deutsche Reichsstädte, München 1957, S. 69 und Abb. 78.
- 9 ders., Schwäbisch Gmünd, München 1962, S. 13 und Abb. 8.
- 10 Elisabeth Hohmann/Karl-August Wirth: Doppelfigur, in: Reallexikon der dt. Kunstgeschichte, IV. Bd., Stuttgart 1958, Sp. 181.
- 11 Hermann Kühl: Gußeiserne Brunnen im Kreis Gmünd, in: Gmünder Heimatblätter 24 (1963), S. 44–46.
- 12 Dehio Baden-Württemberg, bearb. von Friedrich Piel, München 1964, S. 437; Reclams Kunstführer Deutschland II: Baden-Württemberg, v. H. Brunner/A. v. Reitzenstein, Stuttgart 1979, S. 615.
- 13 Hans Dünninger: Unsere Liebe Frau vom Schönenberg bei Ellwangen und Notre Dame de Foy, in: Ellwangen 764–1964, Beiträge und Untersuchungen zur 1200-Jahrfeier, Bd. II, hrsg. von Viktor Burr, Ellwangen 1964, S. 838 A. 19. Dem Loreto-Typus entspricht auch die spätgotische Strahlenkranzmadonna in der Johanneskapelle in Zimmern, Stadtteil Schwäbisch Gmünds (Bächle op. cit. S. 203 und Abb. S. 204).
- 14 Lydia Baruchsen: Die schlesische Mariensäule, Breslau 1931, S. 86

*Dr. Judith Breuer
LDA · Inventarisierung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1*

Mitteilung

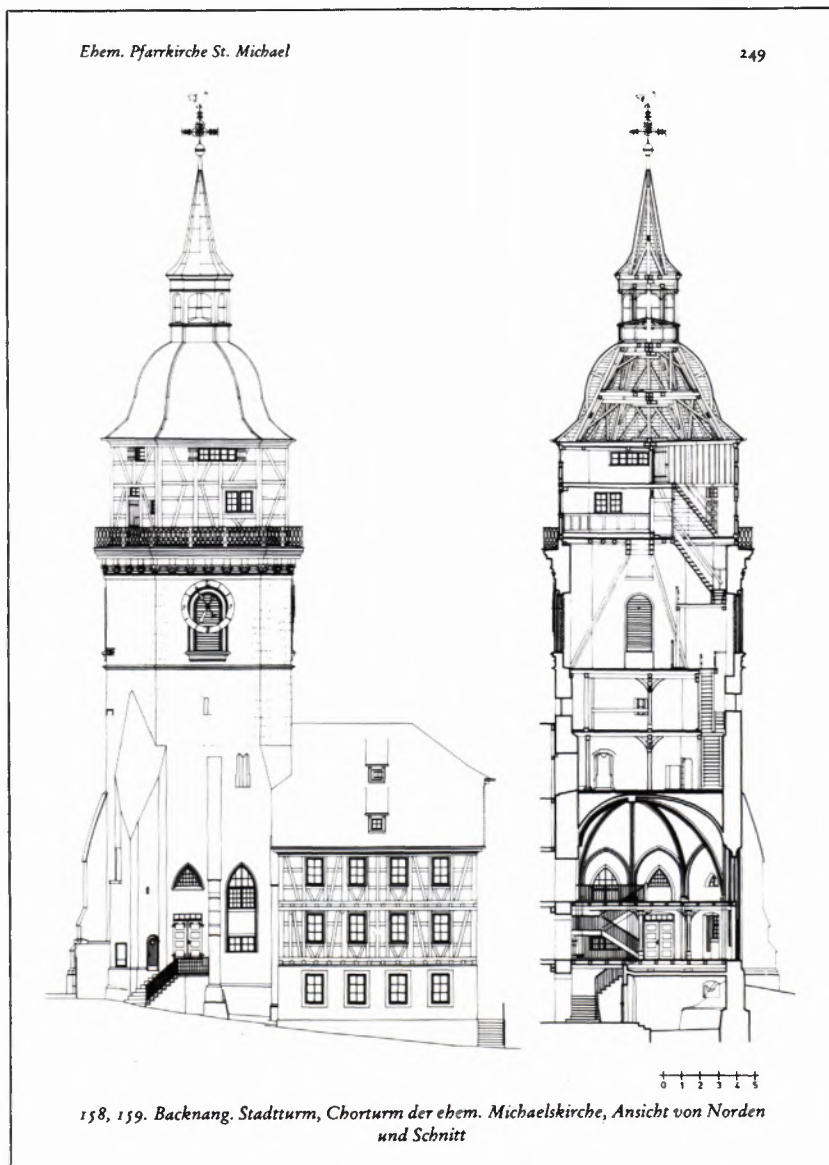
Ausstellung „Die Alte Oper in Stuttgart im Kontext der Theaterarchitektur von Max Littmann und der Dekorationsmalerei von Julius Mössel“

Eine Vorschau auf die voraussichtlich im Oktober 1984 vollendete innere Restaurierung bzw. Rekonstruktion der Alten Oper Stuttgart gibt eine Ausstellung der Württembergischen Staatstheater, die vom 7. Mai bis 11. Juni 1984 (evtl. Verlängerung) im Kleinen Haus in Stuttgart gezeigt wird. Nach der Idee von Prof. Dr. A. Gebeßler, Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, wurde sie von Dr. Judith Breuer erarbeitet. Ausgestellt werden Originalentwürfe des maßgeblichen Architekten Max Littmann (1862–1931) und

seiner Mitarbeiter sowie zahlreiche Photos vom Stuttgarter Theater und vergleichbarer Littmannscher Bauten. Erstmals werden aber auch Arbeiten des Dekorationsmalers Julius Mössel (1871–1957), der das bedeutende Deckenbild der Stuttgarter Oper schuf, wieder der Öffentlichkeit präsentiert. Dieser Maler, der wohl zu den bedeutendsten deutschen Dekorationsmalern des frühen 20. Jahrhunderts zählt, wurde erst vor kurzem in den USA, wohin er 1926 ausgewandert war, wiederentdeckt. Dank Kontakten zu seiner „Entdeckerin“, Frau Dr. Jill L. Furst, in New York, können nun auch einige seiner in den USA entstandenen Arbeiten gezeigt werden (zur Ausstellung erscheint ein Informationsheft).



Neuerscheinung



Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg, herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Adolf Schahl: Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises (2 Bände). Deutscher Kunstverlag, München, 1983, 1701 Seiten mit ca. 1250 Abbildungen, 3 Falt- und 6 Farbtafeln. Mit zeichnerischen Aufnahmen von Johannes Gromer.

Ein Jahr nach dem Doppelband „Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim“ von Hans Huth kann das Landesdenkmalamt einen weiteren Doppelband mit den Kunstdenkmälern des Rems-Murr-Kreises von Adolf Schahl vorlegen. Diese schnelle Erscheinungsweise war nur möglich, weil die Vorarbeiten viele Jahre zurückreichen, als es noch eine eigene badische und eine württembergische Inventarisierung gab. Bereits 1969 wurde Adolf Schahl, der sich als fundierter Kenner durch die oberschwäbischen Inventare Tettang, Waldsee und Wangen ausgewiesen hatte, mit der Bearbeitung des Altlandkreises Waiblingen beauftragt. Dies erweiterte sich nach der Gebietsreform 1972 auf den neugebildeten Großlandkreis Rems-Murr, der die ehemaligen Oberämter Waiblingen, Schorndorf, Backnang und Teile von Marbach a. N. und Welzheim umfaßt. Die Ergebnisse jahrelangen Erforschens und Beschreibens liegen damit vor, der Verfasser konnte das Erscheinen der Bücher nicht mehr erleben (s. Nachrichtenblatt 3/1983, S. 164).

Auf die Fülle des vorgelegten Materials kann hier nur stichwortartig hingewiesen werden, wobei besonders Abweichungen von Gebräuchen älterer Inventare notierenswert sind.

In einer 70 Seiten langen Einführung gibt Schahl eine souveräne Übersicht

über die Kunstschatze des Kreises. Als Kenner des Landes und seiner tragenden Geschichtskräfte schrieb er die knappe Einleitung mit den naturräumlichen, herrschafts- und kirchengeschichtlichen Voraussetzungen selbst, um sich ganz auf die bildenden Künste mit Baukunst, Plastik, Malerei, Kunsthandwerk konzentrieren zu können. Es folgen in alphabetischer Ordnung die heutigen Gemeinden mit den Gemeindeteilen, wobei die letzteren durch Rückverweis erschlossen sind. Nach bewährter Methode sind die Denkmäler ihrem Rang nach behandelt: Kirchen mit Ausstattung, Schlösser, Pfarrhaus, Rathaus, Schulhaus, Gasthäuser. Es folgen die Bürger- und Bauernhäuser im Straßenalphabet, dann Mühlen, Backhäuser, Kelttern, Zehntscheuern.

Zur Klärung der Ortsbaugeschichte trägt wesentlich bei die Kommentierung des Stadt- und Dorfgrundrisses, der Stadtbaugeschichte und -entwicklung sowie der Stadtbefestigung. Hier über-

nimmt die erstmals praktizierte Abbildung jeweils einer Ansicht aus den Kiezerschen Forstlagerbüchern von 1680/85 bzw. der ersten Flurkarte von ca. 1820–30 eine wichtige Funktion. Zur Orientierung sind die öffentlichen Bauten im Ortsplan markiert, aus platz- und drucktechnischen Gründen war leider die aufschlußreiche Gegenüberstellung mit dem heutigen Lageplan nicht möglich.

Erstmals erschlossen sind durch Schahl auch zahlreiche Archivalien zur Bau- und Künstlergeschichte. Neu ist der Quellennachweis in Fußnoten, was hier keineswegs belastet, sondern außerordentlich hilfreich für Nach- und Weiterarbeit sein wird.

Die umfangreichen Tabellen mit Steinmetzzeichen, Goldschmiede- und Zinngießermarken und die Register erschließen zusätzlich zu bereits bekannten Personen und Namen eine Fülle neuer Künstler.

Das Inventar hat die Aufgabe, auch verlorene und abgegangene Kunstwerke und Kulturdenkmale soweit wie möglich und notwendig zu publizieren. Im Gegensatz zu kriegszerstörten Städten hält sich der üblicherweise in Kleindruck gesetzte Text hier in Maßen. Wie sehr die Liebe des Autors nicht nur der großen Kunst, sondern auch den kleinen Denkmälern gehörte, wird am Beispiel eines abgerissenen Backhauses in Aichstrut deutlich (S. 1477). Hier wie bei vielen anderen Kulturdenkmälern spürt man – auch ohne Verbalisierung – über das Nur-Konstatieren und Ordnen hinaus das Engagement des Autors, dessen Arbeit nicht zuletzt im Dienste der Denkmalpflege für Erhaltung und sorgsamem Umgang mit den Schätzen des Landkreises stand. Gerade so ist das Inventar trotz oder gerade wegen seiner Fülle an Information ein Handbuch für alle, die an Kunst und Kulturdenkmälern im Land interessiert sind und mehr wissen wollen, als in gängigen Reiseführern zu erfahren ist.

Buchbesprechung

Walter Ziegler: Romantische Filstalreise.
Anton H. Konrad-Verlag, Weißenhorn, 1983

Sammlungen alter Ortsansichten sind den für Kulturgeschichte Aufgeschlossenen wahre Schatztruhen, enthalten sie doch im Gegensatz zu schriftlichen Zeugnissen über die Welt von früher Bildquellen, die für inzwischen veränderte Situationen deren früheren Zustand „augenfällig“ wiedergeben und damit Geschichtsprozesse in unserer Umgebung unmittelbarer verdeutlichen können.

Für die Denkmalpflege sind solche Bildquellen – wenn sie zur Verfügung stehen – wertvolle Ergänzungen in der Kenntnis noch erhaltener baulicher Dokumente. Sie geben deren frühere Zustände wieder und ihre frühere Einbettung in die Nachbarschaft, welche sich in der Regel inzwischen verändert hat.

Von der Ansammlung alter Ansichten, welche leicht Gefahr laufen, als Futter für Nostalgiker zu dienen, unterscheidet sich das vorliegende Buch in sehr erfreulicher Weise.

Das Vorhaben des Autors, ein historisches Portrait des Kreises Göppingen zu zeichnen, der heute als ein Teil des wirtschaftlichen Ballungsgebiets „Mittlerer Neckarraum“ einiges von seiner einstigen Romantik eingebüßt hat, erscheint als ein Wagnis. Zudem wurde dieser Kreis in den letzten 10 Jahren bereits mehrfach in verschiedenen kunsttopografischen Veröffentlichungen gewürdigt, unter ihnen sogar schon ein Buch über alte Ansichten aus dem Kreisgebiet.

Das neue Buch geriet aber nicht zu einem Neuaufguß bereits in Teilen bekannter Veduten, sondern zu einem beachtenswerten Projekt eines Zeitportraits der Zeit zwischen 1750 und 1850, in dem Primärdokumente in den Vordergrund gestellt wurden. Ein Blick in die Gliederung des Buchs gibt Aufschluß über dessen Systematik:

Dem Bildteil werden die Lebenswege von acht in der Regel aus dem Land stammenden Künstlern vorangestellt, denen zahlreiche der vorgestellten Landschaftsbilder und Ortsansichten zu verdanken sind. In den begleitenden Texten des Bildteils stößt der Leser dagegen überrascht auf Zitate des 18. und 19. Jahrhunderts über die vom Maler und Grafiker illustrierten Ortschaften. Zwischen den Texten und Bildern ergeben sich dadurch gegenseitige Ergänzungen, die ohne Kommentare durch den Herausgeber auszukommen scheinen.

Zieglers Kommentare finden sich in den jeweiligen Einführungstexten zu den sieben Teil-Landschaften des Kreises. Hier werden neben dem Überblick auch Zusammenhänge darstellbar. Hier erfährt man auch manches über den Hintergrund einzelner Veduten: Wenn der evangelische Pfarrer in Eybach zur finanziellen Stärkung der Armenpflege in seiner Pfarrei 1855 eine Lithografie des Ortes herausbringt, so sollten die Käufer „mit 24 Kreuzern einen sehr guten Zweck unterstützen und für sich eine liebliche Erinnerung gewinnen“. Die lithografierte Ansicht des 1859 größtenteils abgebrannten Nachbardorfs Trefelhausen dürfte vielleicht aus anderen Motiven verkauft worden sein.

Unter den 192 Abbildungen haben viele großartige und repräsentative Landschafts- und Städtebilder, aber auch unbeholfene und flüchtige Ansichtszeichnungen zusammengefunden. Es erstaunen einmal wieder die Darstellung der „nackten“ Burgberge des Rechbergs oder Hohenstaufen, die erst vor wenigen Generationen zum Teil mit sehr vielen Mühen aufgeforstet worden sind, und die Abbildung mancher zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch intakten Burg, die erst spät zur Ruine wurde.

Wenn im angehängten Katalog der Abbildungen bei 80 Nummern die Bemerkung „nicht bei Schefold“ steht, so kommt dies einem Ehrentitel gleich. Es bedeutet, daß über ein Drittel der gezeigten Abbildungen nicht in das Standardwerk der „Alten Ansichten aus Württemberg“ von Max Schefold gefunden hatten und somit als Neuentdeckungen für die systematische „Vedutologie“ bezeichnet werden dürfen!

Daß dieses Engagement des Bildersammelns für Ziegler nicht im Theoretischen steckenblieb, geht aus dem Katalog ebenso hervor: Eine Menge der neu entdeckten Ansichten sind vom Verfasser in den letzten zehn Jahren im Handel aufgespürt und erworben worden, darunter auch das imposante Landschaftsbild mit der Ruine Scharfenberg bei Donzdorf und den Burgen Staufen-eck, Hohenstaufen und Ramsberg in Gewitterstimmung, gemalt wahrscheinlich von dem Münchner Landschaftsmaler Daniel Fohr um 1845, welches zu Recht auf dem Schutzumschlag prangt.

N. Bongartz

Personalia



Alfred Rüschi †

Am Morgen des 1. Dezember 1983 ist Dr. Alfred Rüschi im Alter von 45 Jahren einem plötzlichen Herzversagen erlegen. Sein Tod hat Kollegen und Mitarbeiter beim Landesdenkmalamt tief erschüttert.

Alfred Rüschi wurde am 28. September 1938 in Köln geboren. Nach dem Besuch der Schulen in Opladen, Königswald/Schwarzwald und Icking/Isar studierte er seit 1959 in München Klassische Archäologie, Alte Geschichte, Griechisch, Latein und Vor- und Frühgeschichte. Ein Studienaufenthalt zwischen 1964 und 1965 in Thessaloniki

(Griechenland) hat ihn tief bestimmt und geformt: Alfred Rüschi erlebte die antike Welt primär nicht an den klassischen Stätten Griechenlands, sondern an dessen Peripherie; so wurde sein Blick auch offen für kulturelle Erscheinungen der Provinzen. Aus dieser Haltung entstand seine Dissertation über das kaiserzeitliche Portrait in Makedonien. Menschlich geprägt wurde er aber durch die Begegnung mit dem heutigen Griechenland und mit seinen Menschen, mit der mediterranen Welt.

Nach der Promotion war Herr Rüschi 1967 zunächst an der Staatlichen Antikensammlung in München angestellt, dann von 1968 bis 1969 an der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt. Sein Wunsch, praktische Feldarchäologie betreiben zu können, führte zur Übernahme der Grabungsleitung im römischen Faimingen (Kr. Dillingen) in den Jahren zwischen 1970 und 1973.

Seit dem 1. Januar 1974 war Alfred Rüschi beim Referat Großgrabungen Leiter der archäologischen Forschungen in Rottweil. In die neun Jahre seiner Tätigkeit beim Landesdenkmalamt fallen die Untersuchungen in großen Teilen der römischen Zivilsiedlung. Die Begeisterung für seine Aufgabe hat er auf seine Mitarbeiter zu übertragen gewußt und in Verhandlungen durch seine freundliche und konziliante, aber zielbewußte Art seine Partner zu über-

zeugen vermocht. In mehreren Veröffentlichungen hat Herr Rüschi über die Grabungen in Rottweil berichtet, unermüdlich auf Führungen und Vorträgen zur Antike hingeführt, getragen von einer inneren Begeisterung. Eine größere, abschließende Bearbeitung seiner Untersuchungen in Rottweil hat Alfred Rüschi vorbereitet, aber nicht mehr vollenden können.

Das Landesdenkmalamt hat durch den Tod auch den Vorsitzenden seines Personalrates verloren. Über lange Jahre hin hat Alfred Rüschi dieses schwierige Amt versehen, stets auf Ausgleich und Vermittlung bedacht. Die vielen menschlichen Probleme, mit denen er bei dieser Aufgabe konfrontiert war, haben ihn innerlich stark berührt und belastet, doch hat er seine Betroffenheit kaum nach außen gezeigt. Dabei war Alfred Rüschi, der zunächst zurückhaltend wirkte, stets offen für seine Mitmenschen, hat oft spontan seine Meinung geäußert und konnte herzhaft und fröhlich auch über sich selbst lachen.

Mit dem Tode von Alfred Rüschi, der seit 1964 verheiratet war und zwei Söhne hinterläßt, haben wir einen Kollegen verloren, der durch seine natürliche Art und durch sein bescheidenes Wesen zu Ausgleich und Gerechtigkeit beigetragen hat. Für seine Tätigkeit in Rottweil und als Personalrat haben wir Alfred Rüschi viel zu danken.

Christoph Unz

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotografien stellen zur Verfügung:

Münsterbauhütte Freiburg 38 Abb. 2, 3;
J. Michler, Tübingen 44 Abb. 16;
Stein-Design, Gebr. Unkauf, Ludwigsburg-OBweil 45;
Lobdengau-Museum, Ladenburg 56;
J. Feist, Pliezhausen 60 Abb. 1, 3, 61
Abb. 6, 62 Abb. 8, 10;
Bildarchiv Foto Marburg 62 Abb. 7, 9, 63;
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe 67
Abb. 2, 70 Abb. 7;
J. Breuer, Stuttgart 77–79 Abb. 6, 7;
Foto Bulmer, Wangen i. Allgäu 79 Abb. 8;

Stadt-Archiv Schwäbisch Gmünd 76;
LDA-Stuttgart Titelbild (Foto: Geiger),
37, 38 Abb. 4, 39 Abb. 6, 40 Abb. 8, 41,
42 Abb. 12, 43, 44 Abb. 15, 46, 47, 50,
51, 53, 54, 84;
LDA-Karlsruhe 59, 72–75;
LDA-Freiburg 67 Abb. 3;
LDA-Tübingen 60 Abb. 2, 61 Abb. 4, 5.
Aus: H. Hartung, *Motive mittelalterlicher Baukunst in Deutschland*, Berlin o. J., 39 Abb. 5.
Aus: R. Hartmann, *Gotische Monumental-Plastik in Schwaben*, München 1910, 40 Abb. 7.
Aus: R. Schnellbach, *Spätgotische Plastik im unteren Neckargebiet*, Heidelberg 1931, 42 Abb. 11.
Aus: Th. Schäffer, *Ed. Sonne, Der Brückenbau. Handbuch der Ingenieurwissenschaft, Band II, Erste Abteilung, Atlas*, Leipzig 1886, 56, 57.
Aus: F. Schreyer, *Geschichte der Main-Neckar-Bahn*, Darmstadt 1896, 58.

Aus: Fr. v. Weech, *Siegel der badischen Städte in chronologischer Reihenfolge*, 3 Bände, Heidelberg 1899–1909, 65.
Aus: *Chorographia. Beschreibung, des löblichen Fürstentums Wirtemberg... 28 Landtafeln* von Georg Gadner und Johannes Öttinger. Herausgegeben vom Württembergischen Statistischen Landesamt, Stuttgart 1936, 67 Abb. 4.
Aus: L. Baruchsen, *Die schlesische Mariensäule*, Breslau 1931, 78 Abb. 4.
Aus: M. Littmann, *Die königlichen Hoftheater*, Stuttgart 1912, 82.
Aus: *Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg. A. Schahl: Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises*, München 1983, 82.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

LDA-Karlsruhe 68 Abb. 5, 70 Abb. 8;
LDA-Stuttgart 48, 49, 52, 53, 54.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1

Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch
Tübingen
Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns
München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske
Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg
München/Berlin 1973

Band 3

Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt
München/Berlin 1973

Band 4

Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemsen
Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke
München/Berlin 1974

Band 5

Der Altar des 18. Jahrhunderts
Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe
München/Berlin 1978

Band 6

Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber
und
Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978
Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von
Hans Huth,
mit Beiträgen von
E. Gropengießer,
B. Kommer,
E. Reinhard,
M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl,
Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises
München/Berlin 1983

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 1

Günter P. Fehring
Unterregenbach Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche
Stuttgart 1972
Verlag Müller & Gräff

Band 2

Antonin Hejna
Das „Schlößle“ zu Hummertsried
Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts
Stuttgart 1974
Verlag Müller & Gräff

Band 3

Barbara Scholkmann
Sindelfingen/Obere Vorstadt
Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters
Stuttgart 1978
Verlag Müller & Gräff

Band 4

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1977

Band 5

Hans-Wilhelm Heine
Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee
Stuttgart 1979

Band 6

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1979

Band 7

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1981
LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 8

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1983
LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele u. Obermüller)

Band 1 Stuttgart 1974
Band 2 Stuttgart 1975
Band 3 Stuttgart 1977
Band 4 Stuttgart 1979
Band 5 Stuttgart 1980
Band 6 Stuttgart 1981
Band 7 Stuttgart 1982
Band 8 Stuttgart 1983

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Band 1

Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg
Stuttgart 1972

Band 2

Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)
Stuttgart 1972

Band 3

Teil 1: Robert Koch
Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach
Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972

Band 4

Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)
Stuttgart 1973

Teil 2:
Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle
Stuttgart 1973

Band 5

Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)
Stuttgart 1973

Band 6

Dieter Planck
Aræ Flaviae I
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil
Stuttgart 1975

Band 7

Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)
Stuttgart 1976

Band 8

Jens Lüning
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg
Stuttgart 1977

Band 9

Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis)
Ausgrabung 1960
Stuttgart 1977

Band 10

Peter Paulsen
Helga Schach-Dörges
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)
Stuttgart 1978

Band 11

Wolfgang Czysz,
Hans Heinz Hartmann,
Hartmut Kaiser,
Michael Mackensen,
Günter Ulbert
Römische Keramik aus Bad Wimpfen
Stuttgart 1981

Band 12

Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden
Stuttgart 1982

Band 13

Mostefa Kokabi
Aræ Flaviae II
Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil
Stuttgart 1982

Band 14

U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim
Stuttgart 1983

Band 15

Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)
Stuttgart 1983

Band 16

Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)
Stuttgart 1983

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Bodendenkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter und Stadtkreise; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt

Amtsleitung
Abteilungsleitung
Verwaltung
Inventarisierung
Öffentlichkeitsarbeit
Technische Dienste

Mörrikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 23 83

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörrikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 27 38
Archäologie des Mittelalters
Mörrikestraße 20
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 23 72

Bodendenkmalpflege
(mit Abteilungsleitung)
Archäologische Zentralbibliothek
Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 21 93 29 80

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Bodendenkmalpflege
Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters
Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Bodendenkmalpflege
Adelhauser Straße 33
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 3 27 19

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 6 60 11

Bodendenkmalpflege
Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 29 90